

Zelig im Bundeshaus: Chamäleonpolitiker Martin Landolt

Nummer 20 – 16. Mai 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Warum Kinder Vater und Mutter brauchen

Zwei Väter oder zwei Mütter sind nicht das Gelbe vom Ei.

Von Daniela Niederberger

SP gegen Sommaruga

Die Idealistin mit dem Schraubenzieher. *Von Markus Schär*

Giacobbos dünne Haut

Humor und Harmonie: Versuch über den Schweizer Star-Satiriker.

Von Rico Bandle



ERLEBEN SIE DESIGN UND
BEWEGUNG IN VOLLENDUNG.

DER NEUE RANGE ROVER.

Von Grund auf neu konzipiert und doch unverkennbar ein Range Rover, bringt die vierte Generation der britischen Design-Ikone so einiges in Bewegung. Als weltweit erster SUV mit Vollaluminium-Monocoque-Karosserie wiegt er bis zu 420 kg weniger als seine Vorgänger und setzt damit neue Maßstäbe in seiner Klasse – was den Verbrauch wie auch das Handling betrifft. Der neue Range Rover fährt sich noch komfortabler und wirtschaftlicher. Dabei fällt er mit seinem aerodynamischen Design auf und lässt mit seinem noch luxuriöseren Interieur keine Wünsche, aber viel Platz für Fahrer und Passagiere offen. Am besten kommen Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann für eine Probefahrt vorbei.

www.landrover.ch



ABOVE AND BEYOND



Er ist der grosse alte Mann der Börse, seit sechs Jahrzehnten im Handel tätig als Akteur und Beobachter. Am 5. März 1953, am Tag, als Stalin starb, führte er seine erste erfolgreiche Börsentransaktion durch, und heute kennen Alfred Herbert alle in der Szene der Börsianer unter seinem Übernamen «Cash-Guru». Genau der richtige Experte also, um ein einmaliges Paradoxon zu erklären: Trotz rekordhoher Verschuldung und Arbeitslosigkeit wird weltweit an den Börsenplätzen ein Kursfeuerwerk gezündet wie noch nie seit Ausbruch der Finanzkrise. Herbert liess sich von René Lüchinger nicht zweimal bitten: Zur *Weltwoche*



Persönliche Beziehung: Börsenguru Herbert.

pflegt er eine sehr persönliche Beziehung. Seine Familie gehörte zu den ersten hundert Abonnenten des Blattes, die Mutter kannte noch Karl von Schumacher, einen der beiden Gründer der Zeitung. Alfred Herbert selber schrieb bereits vor vierzig Jahren in der *Weltwoche* über die Börse. **Seite 40**

Als junger Reporter erlebte Alex Baur die Guerillas in Lateinamerika während des Kalten Krieges aus nächster Nähe. Seine Arbeit führte ihn auch mehrmals nach Guatemala, wo die Folgen der zumeist aus dem Ausland gesteuerten und finanzierten «Kleinkriege» besonders verheerend waren. In seinen vielbeachteten Recherchen über den (zu Unrecht) inhaftierten Nestlé-Direktor Andreas Hänggi (1997) und die schwierige Suche nach den Mördern des Weihbischofs und Menschenrechtlers Juan Gerardi (1998) befasste sich Baur intensiv mit den desolaten Zuständen bei der guate-

maltekischen Justiz und dem korrupten Polizeiapparat. 2003 bereiste er schliesslich zusammen mit Jacobo Arbenz jr., dem Sohn des gleichnamigen, 1954 von privaten Söldnern der United Fruit Company gestürzten Reformers, während mehrerer Wochen dieses faszinierende Land, in dem die Nachkommen der Mayas die Mehrheit der Bevölkerung stellen. Bei dieser Gelegenheit traf Baur nicht nur den ehemaligen Guerilla-Comandante Pedro Palma Lau, sondern auch den Mann, der die Guerilla besiegt hatte: Ex-Diktator und General Efraín Ríos Montt. Im Zentrum stand schon damals ein Vorwurf, für den Montt letzte Woche in Guatemala zu 80 Jahren Haft verurteilt worden ist: Völkermord. Baur glaubt, dass der Falsche vor Gericht gestellt wurde. Die unglaubliche Geschichte hinter der Geschichte auf **Seite 44**.

Wunder gibt es immer wieder: Die 24-jährige Schwyzerin Beatrice Egli singt sich mit Schlagerliedern in die Herzen der Deutschen und gewinnt bei der RTL-Casting-Show «Deutschland sucht den Superstar» von Dieter Bohlen. Für unseren deutschen Kollegen Thomas



«*Trostmusik*»: Schlagersängerin Egli.

Wördehoff, den renommierten Musikexperten und Intendanten der Ludwigsburger Schlossfestspiele, war Eglis Sieg allerdings keine Überraschung: «Der Schlager war immer präsent im Pulsschlag der Deutschen», schreibt Wördehoff, ehemaliger Kulturchef der *Weltwoche*, in dieser Ausgabe. Gerade in diesen Zeiten, in denen das Land vom Rest Europas angefeindet werde, «ist der Schlager die deutsche Trostmusik, eine Art ewiger Durchhalte-Soundtrack». **Seite 36**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Tanken Sie
mit der AGROLA
energy card an über
400 Tankstellen!

Und
profitieren Sie
mit Ihren ...

... AGROLA
energy club Punkten
von zahlreichen
Angeboten!*

Die wichtigsten Vorteile der AGROLA energy card auf einen Blick!

- praktisches Begrüssungsgeschenk
- keine Jahresgebühr und eine detaillierte, MwSt.-konforme Monatsrechnung
- wählbare Einkaufskategorie (z.B. nur Diesel oder Treibstoffe und Shop)
- Kilometerabfrage und Ausweisung auf der Rechnung
- *attraktive Angebote im AGROLA energy club → mehr Infos dazu auf agrola.ch

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Bestellen Sie jetzt Ihren AGROLA energy card Antrag:

Name:	<input type="text"/>	Vorname:	<input type="text"/>
Adresse:	<input type="text"/>	PLZ/ Ort:	<input type="text"/>
E-Mail:	<input type="text"/>	Telefon:	<input type="text"/>

Talon einsenden an: AGROLA AG, energy card, Theaterstrasse 15a, 8401 Winterthur, 058 433 80 74

agrola.ch

AGROLA 
the swiss energy

0800 HEIZOEL

Wärme und Mobilität

Gott, Capt. Kirk

Warum die Reformation begeistert. Grossartiger «Star Trek». EU-Malaise. BDP als Risiko. Von Roger Köppel

Im Nachgang zu unserer letzten Titelgeschichte, «Plädoyer für Gott», ergab sich ein Gespräch mit einem reformierten Theologen. Wir diskutierten die Frage, was denn eigentlich die bedeutendste Leistung der Reformation gewesen sei. Der Theologe brachte sein Fazit auf die konzentrierte Formel: «Gott ist Gott.» Dieser Satz sage alles. Erst allmählich verstand ich, worauf er hinauswollte. Gott ist Gott: Das bedeutet, dass der Mensch das höchste Wesen auf keinerlei Weise beeinflussen, für sich in Anspruch nehmen, für eigene Zwecke missbrauchen kann. Gottes Wille ist unbeeinflussbar. Es nützt auch nichts, wenn ich durch intensiven Kirchenbesuch oder Ablasszahlungen, wie sie die Katholiken pflegten, die Gunst Gottes zu erschleichen versuche. Missbrauch? Der Mensch hat die Neigung, sich moralisch über andere zu erheben, wenn er sich im Bunde mit höheren Gewalten wähnt. Gott kann der Selbstvergottung des Menschen dienen durch die Frömmerei, auch Gutmenschentum genannt: Ich stehe über dir, weil ich aufgrund meines so innigen, so intensiven Glaubens Gott näher bin als du. Die Reformation räumte mit diesem Moralismus auf, der mit dem Machttrieb eng verschwistert ist. Gott liebt alle gleich – egal, wie sündhaft die Menschen sind. Welch revolutionärer, befreiender Gedanke.

Am Wochenende konnte ich endlich den neuen «Star Trek»-Film von J.J. Abrams sehen. Der US-Regisseur gehört mittlerweile in die oberste Liga Hollywoods. Zu Recht. Sein Film ist ein gewaltiges Kollisions- und Ballerspektakel mit einer Handlung, die nachzuerzählen in unfreiwilligen Humor ausartete. Ich habe gehört, dass Kritiker anhand solcher Filme, die mehrheitlich am Computer entstehen, die Theorie entwickeln, in der amerikanischen Filmindustrie breite sich heute eine lähmende Dumpfheit aus, während der Weltgeist in den amerikanischen Fernsehserien walte. «Star Trek» kann nicht gemeint sein. Der Film sprüht vor Kraft und liebevollen, ironischen Anspielungen auf die TV-Serie «Raumschiff Enterprise» der sechziger Jahre. Vorsätzlich kippt die Handlung in heitere Absurdität, doch das stört keine Sekunde. Die Schauspieler sind hervorragend, die Dialoge so witzig und kreativ wie die Spezialeffekte, die einen wegblasen.



«Wohlstand löst Feindseligkeiten aus.»

Konkret geht es um den genmanipulierten Überkrieger Khan, einen «Hulk an Testosteron und Grausamkeit» (*Spectator*), der mit der «Enterprise»-Crew (umwerfend: Chris Pine als Kirk) zunächst einen grössenwahnsinnig gewordenen Admiral bekämpft, ehe er dann seinem eigenen, noch massiveren Grössenwahn erliegt. Den Admiral verkörpert der mittlerweile etwas ausgetrocknet wirkende Peter Weller in bester «Robocop»-Manier.

Für die Rolle des dämonischen Verrückten Khan holte Abrams den britischen Charakterdarsteller Benedict Cumberbatch. Der brillierte bisher in der TV-Serie «Sherlock» als sexuell zweischneidiger Meisterdetektiv mit sehr tiefer Stimme. Der Durchbruch ins Fach der Psychopathen öffnet nun einen ganz neuen Blick auf den bisher eher zerbrechlich scheinenden Kopfmenschen Cumberbatch. In seinen besten Momenten erreicht «Star Trek: Into Darkness» die Unbeschwertheit eines guten Marx-Brothers-Films. Man muss sich um Hollywood keine Sorgen machen, solange solche Produkte hergestellt werden, die einen neuen Industriestandard an Intelligenz und Unterhaltung definieren. Wie man hört, sei der dritte «Iron Man» noch besser.

Die Weltgeschichte ist eine Chronik der Missverständnisse. Der *Spiegel* berichtet über die Ergebnisse einer grossen Umfrage des renommierten Pew Research Center in Washington. Das Institut untersuchte die Einstellung der Europäer zur EU. Der wichtigste Befund: Das Vertrauen in die Union lässt dramatisch nach. 77 Prozent der Franzosen sind der Meinung, ihre wirtschaftliche Lage sei wegen der europäischen Einigung so schlecht. Nur 25 Prozent der Italiener halten

das Krisenmanagement ihrer Politiker für erfolgversprechend. «Die Europäische Union ist der neue kranke Mann Europas», folgern die Forscher.

Pikant allerdings sind vor allem die sich verschärfenden Unstimmigkeiten unter den EU-Ländern. Die Bürger in sechs der acht Umfragestaaten beurteilen die Deutschen als «am wenigsten mitfühlend», in fünf der acht Staaten als «am arrogantesten». Ganz anders sehen sich die Deutschen selber: Sie finden, Deutschland sei die «vertrauenswürdigste», «mitfühlendste» und «am wenigsten arrogante» EU-Nation.

Der Schweizer registriert mit Unbehagen, dass der Zorn der Habenichtse zwangsläufig gegen die Habenden anschwillt. Vielleicht überprüfen unsere Politiker anhand der Daten auch ihre Strategie gegenüber Europa. Der Fall Deutschland zeigt, dass ein Land, das immerhin einen Grossteil der Schulden anderer mitträgt und eigenes Geld in leere fremde Kassen verschiebt, mit Dankbarkeit nicht rechnen kann. Grosszügigkeit wird bestraft, proaktives Entgegenkommen schadet. Was die Deutschen gegenüber der EU ohne Deutschland sind, ist die Schweiz gegenüber Deutschland und Europa: Wohlstand, selbst wenn er selber erwirtschaftet wurde, löst Feindseligkeiten aus. Wer das weiss, wird anders verhandeln.

Es stimmt, was FDP-Fraktionschefin Gabi Huber in einem noch unveröffentlichten Essay schreibt: «Die Finanzmarktpolitik des Gesamtbundesrates vom Dezember 2012 beinhaltet im Steuerbereich gegenüber dem Ausland nach wie vor die von der FDP lancierte Abgeltungssteuer. Nur scheinen sich mit Ausnahme der FDP-Bundesräte nicht mehr alle Mitglieder daran zu erinnern. Die Schweiz hat als Nicht-EU-Land überhaupt keinen Anlass, in voreuseilendem Gehorsam und ohne konkrete Gegenleistungen Richtung automatischer Informationsaustausch vorzupreschen.» Die besonnene Juristin kritisiert, ohne es direkt anzusprechen, das heillose Durcheinander, das in Bern die schwankende Kleinpartei BDP und ihre Bundesrätin Widmer-Schlumpf anrichten. Die Finanzministerin hat sich auf einen informellen Kreuzzug gegen die von ihr selber im Bundesrat verabschiedete Finanzplatzstrategie begeben. Möglicherweise gab es in der Geschichte der Eidgenossenschaft niemals einen rabiateren Bruch der Kollegialität. Hätte sich ihr Vorgänger im Amt auch nur annähernd so verhalten – man würde ihn zur Strafe nochmals wählen, um ihn gleich darauf wieder aus dem Bundesrat zu werfen. Den Bankgeheimnis-Abschaffern sei im Sinne der Entschleunigung gesagt: In der Schweiz entscheidet über die Gesetze am Ende immer noch das Volk. Die BDP wird zum institutionellen Risiko.



Harter Weg: Bundesrätin Sommaruga. Seite 22



Was Kinder wollen: Vater und Mutter. Seite 14



Hilfe für den Westen: Israel. Seite 46



Der nette Satiriker: Viktor Giacobbo. Seite 28

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Angelina Jolies Tabubruch

11 **Im Auge** Julio Iglesias, Sänger

12 **Kommentar** Allianz für Schülerquoten in Basel-Stadt

13 **Personenkontrolle** Dimitri, Stamm, Hodgers, Casasola, Roth, Thatcher, Blocher, Wermuth

13 **Nachruf** Shakuntala Devi, Zahlengenie

14 **Warum Kinder Vater und Mutter brauchen**

Wie Forscher moderne Familienmodelle bewerten

16 **Die Deutschen** Frieden total

16 **Wirtschaft** Der Handwerker und die Freiheit

17 **Ausland** Obama steckt in Schwierigkeiten

18 **Mörgeli** Hurra, hurra, die Schule brennt

18 **Bodenmann** Staatsbauern, die Bienen-Killer

19 **Medien** *Blick*-Chefredaktorin Andrea Bleicher

19 **Gesellschaft** Der Ästhet

20 **Leserbriefe**/Darf man das?

Hintergrund

22 **Idealistin mit Schraubenzieher**

Den härtesten Kampf führt die SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga gegen ihre eigene Partei

25 **Das Volk kann das nicht. Oder doch?**

Demokraten aller Parteien waren seit je für die Volkswahl

28 **Giacobbos dünne Haut**

Frei von Satire: Der neue Film des Schweizer Komikers

30 **Ein gefährlicher Ort für Regenten**

Neuenburg steckt in einer politischen Krise. Was läuft falsch?

32 **Zelig im Bundeshaus**

BDP-Präsident Landolt – Opportunist oder Pragmatiker?

35 **Bundesrat** Der Muslim-Bericht der Landesregierung

36 **Ein bisschen Frieden**

Der Schlager-Erfolg der Schwyzer Sängerin Beatrice Egli

40 **Skurriler Höhenflug**

Gefährliche Hausse an den Börsen

42 **Highway zum Mars**

«Buzz» Aldrin will als Erster den Roten Planeten erobern

44 **Der General und die Guerilla**

Guatemala verurteilt einen Ex-Diktator wegen Völkermordes

46 **Israel sei Dank**

Der Verbündete von Amerika erhöht die Sicherheit Europas

53 **Vorsorge** Zweite Säule wird zur «AHV light»

54 **Über Mathematik abstimmen**

In der beruflichen Vorsorge geht die Rechnung nicht auf

56 **«Maximale Leistung, minimale Kosten»**

Vorsorge-Tipps von ausgewiesenen Experten

“WELCOME TO MY WORLD”



John Travolta ist nicht nur ein Ausnahmepilot mit über 7000 absolvierten Flugstunden und zehn Zulassungen auf verschiedenen Flugzeugtypen. Er begeistert sich auch für alles, was die authentische Aeronautik widerspiegelt – wie die Instruments for Professionals von Breitling. An seinem Handgelenk ein Navitimer Chronograf mit dem berühmten Aviatikrechenchieber. In der Kultur von Luftfahrtfreaks tickt wie in allen Breitling Modellen ein von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Werk. Willkommen in der Welt von Breitling.



NAVITIMER





«Es zerreisst mich»: nordkoreanischer Flüchtling Shin. Seite 48

Interview

48 «Diese Hölle existiert»

Shin Dong-Hyuk ist in einem nordkoreanischen Konzentrationslager aufgewachsen und nach 23 Jahren als erster Mensch geflohen

Stil & Kultur

58 «Durchschnitts-Geisha»

In Zürich sind neue Monroe-Bilder zu sehen: Marilyn, so persönlich wie nie

62 Bestseller

62 Neue Heiterkeit

Der grosse Schweizer Schriftsteller Urs Widmer feiert seinen 75. Geburtstag

63 Jazz Trilok Gurtu

64 Prophet in eigener Sache

Die dunklen Seiten des amerikanischen Schriftstellers F. Scott Fitzgerald

66 Top 10

66 Kino «The Great Gatsby»

67 Fernseh-Kritik «Das Experiment»

68 Namen Von Branco Weiss bis Fiona Wolfensberger-Hefti

69 Hochzeit Yehuda Yalon und Michele Acker

69 Thiel Am Strand

71 Die Besten Eleganz und Vornehmheit

71 Wein Prieler: Blaufränkisch Goldberg 2009

72 Im Gespräch Beat Hofmeister, Bier-Botschafter

73 Auto Maserati Quattroporte GTS

74 MvH trifft Caroline Scheufele, Chopard-Co-Präsidentin

Autoren in dieser Ausgabe

Julian Schütt



Julian Schütt, 49, gehört zu den namhaftesten Kulturjournalisten der Schweiz. Der frühere Literaturredaktor und Kulturchef der *Weltwoche*

thematisiert in dieser Ausgabe die wenig bekannte dunkle Seite des erfolgsgewohnten amerikanischen Schriftstellers F. Scott Fitzgerald. Seite 64

Claas Relotius



Der 28-jährige freie Journalist lebt in Hamburg und wurde für seine Reportagen bereits mehrfach ausgezeichnet. In dieser Ausgabe lesen Sie sein

Gespräch mit Shin Dong-Hyuk, dem als Erstem die Flucht aus einem nordkoreanischen Konzentrationslager gelang. Seite 48

Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

*Entscheiden Sie
selbst, wann Sie
aussteigen möchten.
UBS Unternehmens-
nachfolge.*



**Jetzt die Zukunft Ihres Unternehmens
gestalten:** Telefon 0844 853 002 oder
www.ubs.com/unternehmensnachfolge

Nachfolgeplanung ist unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Unternehmensnachfolge unterstützen wir Sie neu mit einer noch breiteren Palette von Werkzeugen und Dienstleistungen.

Dazu zählt unter anderem die Bewertung Ihres Unternehmens oder die Hilfe bei der Nachfolgersuche – unabhängig von der Grösse Ihres Betriebs. Auf diese Weise vereinfachen wir Ihre Entscheidungsfindung wirksam. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung und unser grosses Know-how für eine familieninterne oder externe Nachfolge. Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen.

Wir werden nicht ruhen



ESSENTIALLY BRITISH

HACKETT
LONDON

Paradeplatz, Zürich • Rue de la Tour-Maitresse, Genève

Mommys Narben

Von *Beatrice Schlag* — Dieser Tage gab Angelina Jolie bekannt, sie habe sich einer vorsorglichen beidseitigen Brustamputation unterzogen.



Brauchen wir noch mehr Informationen? Ja: Schauspielerin Jolie.

Die erste grosse Tabubrecherin war Betty Ford. Sechs Wochen nachdem ihr Ehemann Gerald 1974 als Nachfolger des zurückgetretenen Richard Nixon mit ihr ins Weisse Haus einzog, wurde in der Brust der First Lady ein bösartiger Knoten festgestellt. Kurz darauf unterzog sie sich einer Brustamputation und sprach noch im Spital vor den Kameras eindringlich über die Wichtigkeit von Vorsorgeuntersuchungen. Die ungewohnte Offenheit erwies sich als Segen. Das beschämte Schweigen über Brustkrebs, das bis dahin in den USA geherrscht hatte, war fast über Nacht zu Ende.

Unumwunden und sehr besonnen

Fast dreissig Jahre später entscheidet sich die amerikanische Schauspielerin und Regisseurin Angelina Jolie dazu, die vorsorgliche Entfernung ihrer beiden Brüste nicht für sich zu behalten. Ist das nötig? Die Präventionskampagnen laufen zumindest im Westen seit Jahrzehnten auf Hochtouren. Millionen von Frauen haben gelernt, ihre Brust abzutasten. Millionen haben sich von ihren Frauenärzten überzeugen lassen, regelmässig Mammografien zu machen, obwohl längst bekannt ist, dass das nur bei bestimmten Risikogruppen sinnvoll ist. Brauchen wir noch mehr Informationen?

In diesem Fall ja. Wer Jolies Bericht in der *New York Times* vollständig gelesen hat, weiss, dass sie darin sehr viel mehr sagt, als dass ihr gesam-

Die Entfernung eines Körperteils, der für Weiblichkeit steht, will sich niemand vorstellen.

tes Brustgewebe entfernt und durch Implantate ersetzt wurde. Brustkrebs ist kein Tabu mehr. Die Mastektomie ist eines geblieben, für die Betroffenen und ihre Umgebung. Die Entfernung eines Körperteils, der für Weiblichkeit steht, will sich niemand vorstellen. Wie sieht die Frau danach aus? Bleibt das Begehren des Mannes dasselbe? Kann die Frau ihr sexuelles Selbstbewusstsein aufrechterhalten?

Angelina Jolie ist das berühmteste Sexsymbol der Welt. Die Frau, die als «Tomb Raider» zur knapp bekleideten Actionheldin wurde, spricht jeden einzelnen dieser Punkte an, unumwunden und sehr besonnen. Die Schauspielerin, deren Mutter mit 56 an Brustkrebs starb, erfuhr durch einen Gentest, dass sie wie ihre Mutter an dem seltenen Gendefekt BRCA1 leidet, der das Risiko, an Brust- und Eierstockkrebs zu erkranken, drastisch steigert: «In meinem Fall», schreibt Jolie in der *New York*

»» Fortsetzung auf Seite 12

Das Geständnis



Julio Iglesias, Sänger

Von einem Affären-Weltmeister, der sagt, er habe tausend Frauen gehabt, erwartet man keine weiteren Enthüllungen. Julio Iglesias verkaufte 300 Millionen Tonträger und verzückte ganze Völkerscharen in vierzehn Sprachen in 5000 Konzerten in mehr Ländern als jeder andere Entertainer. Und jetzt dieses schockierende Geständnis auf seiner Tournee in Mexiko: Er sei nur «ein mittelmässiger Sänger», fühle sich zwar als «grosser Künstler», sei aber ein «schlechter Musiker». Julio Iglesias wird dieses Jahr schon siebzig – ein Fall von Alterskokerterrie oder Altersweisheit? Alles an seinem Körper tue ihm weh, klagte er, «ausser der Seele», seinem wichtigsten Organ. Deshalb läuft der singende Schmerzensmann, der vor zwei Jahren angekündigt hatte, nie mehr in der Öffentlichkeit aufzutreten, und sich sofort nicht mehr daran erinnerte, immer weiter im Hamsterrad.

Aber auch Sir Alex Ferguson, 71, der ewige Erfolgreiche, hat schliesslich das irgendetmal Unvermeidliche akzeptiert und tritt zurück. Ferguson, 27 Jahre lang Manager und Trainer von Manchester United, und Iglesias, der Weltmusiker, haben eine erstaunliche Gemeinsamkeit: Fussball war ihr Schicksal. Julio Iglesias spielte als vielversprechender Torhüter bei den Junioren von Real Madrid und studierte Jura. Bei einem Verkehrsunfall erlitt er eine Rückenmark-Quetschung. Er lag tagelang im Koma, war halbseitig gelähmt, blieb zwanzig Monate im Spital und musste wieder gehen lernen. In dieser Zeit schrieb er Gedichte und lernte, auf einer Gitarre zu klimpern und den Fussball zu vergessen. Er nahm das Studium wieder auf, ging nach Cambridge und schrieb dort sein erstes Lied, «La vida sigue igual» – Das Leben geht weiter. Für ihn mit dem Sieg im Schlagerfestival von Benidorm. Das Studium liess er sausen.

Iglesias hat es, ohne grosses Aufheben, doch noch abgeschlossen, vor zwölf Jahren in Madrid. Er habe seine Verträge im Showbiz stets selber ausgehandelt. Nichts ist zu Ende im Leben, und vielleicht wird aus dem Schnulzen-sänger, der nicht Fussballer werden konnte, ein Anwalt und aus dem Juristen ein Diplomat. Das war sein erstes Berufsziel. *Peter Hartmann*

Times, «schätzten die Ärzte das Risiko, an Brustkrebs zu erkranken, auf 87 Prozent. Bei Eierstockkrebs schätzten sie es auf 50 Prozent. Aber das Risiko variiert von Frau zu Frau.» Als man ihr die Resultate mitteilte, entschloss sich Jolie zur präventiven Amputation der Brüste. «Ich entschied mich als Erstes dafür, weil das Brustkrebsrisiko höher und der Eingriff komplizierter ist.» Drei Operationen waren nötig, bis die Entfernung des Brustgewebes und der Aufbau mit Implantaten beendet war. Sie behauptet nicht, dass ihr die Entscheidung leichtgefallen sei. «Aber ich bin glücklich, dass ich sie getroffen habe. Mein Brustkrebsrisiko fiel von 87 auf unter 5 Prozent. Ich kann meinen Kindern sagen, dass sie keine Angst zu haben brauchen, dass ich an Brustkrebs sterbe. Und es ist sehr beruhigend, dass sie nichts sehen, was sie befangen macht. Sie können meine kleinen Narben sehen, das ist alles. Der Rest ist Mommy, wie sie sie kennen.»

Frauen können genau lesen

Über ihr eigenes Befinden seit der Operation sagt Angelina Jolie, sie fühle sich nicht weniger weiblich: «Die Tatsache, dass ich eine harte Wahl traf, die meine Weiblichkeit in keiner Weise verringerte, hat mich stärker gemacht.» Dass Brad Pitt bei jeder Operation mit ihr in der Klinik war, sei allerdings eine grosse Hilfe gewesen. «Ich würde gerne jedem Mann sagen, dessen Partnerin das durchstehen muss, dass er ein sehr wichtiger Teil dieser Veränderung ist. Brad war jede Minute da. Manchmal lachten wir zusammen. Wir wussten, dass der Eingriff das Richtige war für unsere Familie und dass er uns einander näherbringen würde. So war es.»

Natürlich fehlt es nicht an Kritikern, die behaupten, Jolies Bericht werde sämtliche Frauen in Angst versetzen, in deren Familiengeschichte es Fälle von Brustkrebs gebe. Warum traut man Frauen nicht zu, dass sie genau lesen können? Andere meckern, einen derartigen Eingriff könne sich nur leisten, wer Geld habe. Das ist für die USA zu grossen Teilen richtig, für die Schweiz glücklicherweise nicht. Gentest und präventive Mastektomie werden von der Grundversicherung übernommen. Allerdings ist die Nachfrage noch sehr gering. Die meisten Frauen mit erhöhtem Brustkrebsrisiko entscheiden sich für eine intensive Vorsorge.

Nichts anderes hatte Angelina Jolie im Sinn: «Ich wollte meine Geschichte nicht für mich behalten, weil ich hoffe, dass es Frauen hilft, zu wissen, dass sie Möglichkeiten haben, zwischen denen sie wählen können. Vor allem Frauen mit Brustkrebs in der Familie möchte ich ermutigen, sich von Experten alle nötigen Informationen zu holen, um eine fundierte Entscheidung treffen zu können.»

Kommentar

Schnupfen für alle

Von Peter Keller — Eine Allianz aus SP und SVP will in Basel-Stadt Schülerquoten einführen. Deutschsprachige Kinder sollen auf alle Klassen verteilt werden. Das ist nicht einmal Symptombekämpfung.

Günaydin, Schweiz – guten Morgen, Schweiz. In Kleinbasel ist nur gerade ein Drittel aller Schulkinder deutscher Muttersprache. Der Rest spricht Türkisch, Albanisch oder sonst eine Fremdsprache. Wie die *Basler Zeitung* berichtet, gibt es aktuell eine Einführungsklasse ohne ein einziges Schweizer Kind. Dazu kommen vier spezielle Fremdsprachenklassen. Die Verhältnisse überraschen nicht wirklich: Die Stadt Basel ist schon länger so etwas wie das Laboratorium der Multikulti-Schweiz.

Nun sorgt ein politischer Vorstoss für überregionales Aufsehen. Die SP-Bildungspolitikerin Sibylle Benz Hübner will eine bessere Durchmischung der Klassen erreichen. Mit Hilfe einer Quote: «Die Klassenbildung soll so erfolgen, dass keine Klasse gebildet wird, in der mehr als dreissig Prozent der Kinder die gleiche Fremdsprache sprechen.» Weiter soll der Anteil deutschsprachiger Kinder pro Klasse «mindestens dreissig Prozent» betragen.

Man kann das Anliegen auf den ersten Blick nachvollziehen. Selbst SVP-Grossräte haben den Vorstoss unterschrieben. Wenn eine Fremdsprachengruppe zu dominant ist, reden am Ende alle Türkisch oder sonst eine nicht-deutsche Sprache. Die Unterzeichnenden legen dem Regierungsrat deshalb nahe, mit

einer «Flexibilisierung» der Quartiergrenzen und einer «geschickten Zuteilung» der Schüler auf die künftigen Primarschulstandorte die sprachliche Durchmischung der einzelnen Klassen zu verbessern.

Mit den Füßen abstimmen

Man will allen Kindern «optimale Bildungschancen» ermöglichen, «unabhängig von Geschlecht und sozialer Herkunft», heisst es im Vorstoss von Benz Hübner. Allerdings würden «demografische» und «siedlungsstrukturelle Gegebenheiten» im Kanton Basel-Stadt dieses Ziel erschweren. Je verschwurbelter sich Politiker ausdrücken, desto brisanter sind die Fakten dahinter. Letztlich hat es zu viele ungebildete Ausländerfamilien in bestimmten Quartieren – alle anderen hauen ab.

Auch in der direktdemokratischen Schweiz stimmen die Bürgerinnen und Bürger mit den Füßen ab. Sind die Steuern zu hoch? Zügeln. Ist das Quartier zu laut? Die Zelte abbrechen. Noch bietet das föderalistische System genügend Spielraum zum Ausweichen.

Nicht wenige Leute, darunter auch viele gut integrierte Ausländer, sind mit der exzessiven

Noch bietet das föderalistische System genügend Spielraum zum Ausweichen.

Zuwanderungspolitik nicht einverstanden. Gerade in der Stadt Basel. Eine Möglichkeit, diesen Unmut auszudrücken, besteht darin, in ein besseres Quartier zu ziehen – sofern man es sich leisten kann. Dieses Verhalten ist übrigens nicht an ein bestimmtes Parteibuch gebunden. Auch in anderen links-grünen Städten gilt: Man gibt sich weltoffen, solange die eigenen Bedürfnisse nicht tangiert werden. Spätestens dann zieht man sich lieber in die eigene kleine geschützte Parallelwelt zurück. Nicht zufällig ist die SP die wählerstärkste Partei am noblen Zürichberg.

Mit einer Schülerquote will nun die Linke mit Support einiger SVPLer für mehr «soziale Durchmischung» an den Basler Schulen sorgen. Das ist nicht einmal Symptombekämpfung. Man nimmt einfach die gute alte Giesskanne und geht nun daran, das Problem über die ganze Stadt zu verteilen. Schnupfen für alle, heisst das Rezept. Wenn schon eine Quote, dann müsste diese früher zum Tragen kommen: an der Landesgrenze.



Kinder im Laboratorium der Multikulti-Schweiz.

Personenkontrolle

Dimitri, Stamm, Hodgers, Casasola, Roth, Thatcher, Blocher, Wermuth

Clown Dimitri, Rapperin Steff la Cheffe, Schriftsteller Peter Stamm, die grünen oder roten Politiker Hodgers, Glättli, Gilli, Wermuth und Bernasconi: Sie alle werben mit einem sogenannten Testimonial – Bild, Namen und ein Satz – gegen die Asylgesetzrevision, über die am 9. Juni abgestimmt wird. Auf der offiziellen Facebook-Seite des Nein-Komitees gesellt sich ein überraschendes Gesicht zu den üblichen Verdächtigen: «Margaret Thatcher, Stil-, Politik- und Ideologie-Ikone der westlichen Hemisphäre» sagt: «Ich finde diese Revision total bescheuert. Und weil ich so bekannt und nun auch so tot bin, müssen alle aus



Makabre Entgleisung: Asyllobbyist Casasola.

reiner Ehrfurcht heraus das tun, was ich vorschlage: NEIN stimmen!» Urheber der Entgleisung ist **Moreno Casasola**, Geschäftsführer der Asyl-Lobbygruppe Solidarité sans frontières und ehemaliger WG-Kollege von Jusopräsident **David Roth**. Als dieser Thatchers Tod feierte («ein Bier auf Maggies besten Tag»), waren selbst linke Kreise empört. Er habe sich über diese Empörung aufgeregt, sagt Casasola, der einst Geschichte studiert haben will. Thatcher habe nämlich mehr Leute auf dem Gewissen als **Osama Bin Laden**. Nun habe er «testen» wollen, «wie viel Ironie es in einem Abstimmungskampf erträgt». (cal)

Gerhard Blocher, Pfarrer im Unruhestand von und zu Hallau SH und Bruder des Zürcher Nationalrats Christoph Blocher (SVP), ist letzte Woche gezügelt, zusammen mit seiner Frau Erika, exakt 500 Meter weit – von seiner Wohnung ins Altersheim. Grund für den Tapetenwechsel ist die etwas angeschlagene Gesundheit seiner Frau, wie der 79-jährige Blocher auf Anfrage bestätigt. Seine Gegner sollten sich allerdings nicht zu früh freuen: Der Mann denkt nicht daran, seine Aktivitäten als Seelsorger oder Störenfried (die einen sagen so, die anderen so) einzustellen. In einem der beiden Altersheimzimmer, die das Ehepaar zugut



Zurück ins Réduit: Pfarrer Blocher.

hat, liess er sein Büro samt Bibliothek einrichten. Es sei alles zwar etwas enger geworden, witzelt Gerhard Blocher am Telefon, strategisch gesehen sei er aber nun ganz klar im Vorteil. Das hört sich im blocherschen Originalton wie folgt an: «Ich habe mich nach dem Vorbild von **General Guisan** ins Réduit zurückgezogen.» (axb)

Mit einer dramatischen Schwalbe im Strafraum sorgte SP-Nationalrat **Cédric Wermuth** dafür, dass die Fussballer des Schweizer Parlaments beim Vierländerturnier in Deutschland den ersten Platz belegten. Und auch in der Politik hält der Linksstürmer wenig von Spielregeln. «Woher nehmen wir eigentlich das Recht, Menschen an unseren Grenzen willkürlich abzuweisen?», schrieb er zur Abstimmung um die Asylgesetzrevision in der *Aargauer Zeitung*. «Sie werden mir vielleicht antworten: <Weil das unser Land ist!> Nur: Ist das so? Oder anders gefragt: Warum bin ich in Jegenstorf im Kanton Bern geboren und Yussuf in einem Dorf in der tunesischen Provinz? Die Frage kann niemand schlüssig beantworten. Warum sollte ich also dank meiner Zufallsgeburt mehr Anspruch haben auf den Reichtum dieses Landes als jemand anderes?» Die Schweizer Gesetze, die der Jung-Nationalrat mitbestimmt, sind also «willkürlich». Bei der Gewerkschaft Unia drosch Cédric Wermuth dafür auf die «Abzocker» ein: «Es findet ein Raubzug auf das Gemeinschaftsgut statt.» Also auf den Reichtum der Schweiz, den auch der ewige Student der Politologie und der Geschichte selbstverständlich für sich beansprucht, zu dem er in seiner beruflichen Karriere aber noch gar nichts beigetragen hat. (sär)



Schwalbe: SP-Nationalrat Wermuth.

Nachruf



«Menschlicher Computer»: Zahlengenie Devi.

Shakuntala Devi (1929–2013) — Mathematik war für sie im wahrsten Sinne des Wortes ein Kinderspiel. Gerade erst drei Jahre alt, zeigte die Inderin bereits eine grosse Affinität zu Zahlen. Als Fünffährige konnte die Tochter eines Zirkusartisten komplexe Arithmetikaufgaben im Kopf lösen. Berühmt wurde sie, als sie ein mathematisches Problem um zehn Sekunden schneller löste als einer der damals weltweit schnellsten Computer. Der Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde war ihr sicher, nachdem sie am Imperial College von London zwei dreizehnstellige Zahlen miteinander in bloss 28 Sekunden multipliziert hatte.

Ein amerikanischer Psychologe, der dem Geheimnis des «menschlichen Computers» auf den Grund gehen wollte, notierte nach mehreren Versuchen in seinem Journal: «Devi löste die meisten Probleme schneller als ich sie in meinem Notizbuch aufschreiben konnte.» Er trug ihr zum Beispiel auf, die Quadratwurzel der Zahl 61 629 875 zu berechnen, und die siebte Wurzel von 170 859 375. Die Ausnahmehilfsmathematikerin gab die richtigen Antworten – 395 und 15 – so schnell, dass nicht einmal Zeit blieb, die Stoppuhr zu starten.

Devi, die über keine formale Schulbildung verfügte und in einem slumartigen Gebiet in Bangalore aufwuchs, hatte sich zum Ziel gesetzt, eine eigene Mathematik-Universität zu gründen, um begabten Studenten ihre Technik beizubringen. Diesen Traum konnte sie sich nicht erfüllen. Sie starb kürzlich an einem Herzinfarkt, nachdem sie wegen Atemproblemen hospitalisiert worden war.

Pierre Heumann

Weshalb Kinder Vater und Mutter brauchen

Von Daniela Niederberger — Kinder brauchen Vater und Mutter, sagen Psychiater und Psychologen. Ist der Vater häufig da, werden Kinder eigenständiger. Ohne Vater entwickeln sich viele Buben zu Machos. Und für Töchter ist die väterliche Bewunderung in der Pubertät sehr wichtig.



«Wächst das Kind mit Vater und Mutter auf, lernt es diese Rollen im Alltag kennen.»

Wir leben in einer Zeit der mannigfaltigen Familienformen: Es gibt Patchwork-Familien, Alleinerziehende, Familien mit zwei Müttern oder zwei Vätern. Ist es für Kinder egal, wie sie aufwachsen – Hauptsache, die Zuneigung stimmt? Nein, sagen Fachleute. «Es ist die günstigste Ausgangsposition, wenn ein Kind Mutter und Vater hat», sagt Dieter Bürgin, ehemaliger Chefarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Uniklinik Basel. «Ja, sie brauchen beide», sagt Hans Kurt, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. Vom «Optimum, wenn Kinder beides haben» spricht der Jugendpsychologe Allan Guggenbühl.

Weshalb? «Diese Ausgangslage bietet die grösste Unterschiedlichkeit (zwei Geschlechter) an und reflektiert damit die Fakten in unserer Gesellschaft», sagt Bürgin. «Der Mensch hat zwei Augen. Binokular sieht man besser. Ähnlich kann das Kind die Dinge besser in

Ableichung bringen, wenn es zwei Modelle, das männliche und das weibliche, im Alltag erlebt. Es gibt eine Rollenteilung in der Gesellschaft. Wächst das Kind mit Vater und Mutter auf, lernt es diese Rollen im Alltag kennen», so Bürgin. «Es mag in einzelnen Familien anders sein, aber meistens gibt der Vater die Linie durch, er steht für Klarheit und Autorität, er ist derjenige, der Grenzen setzt.»

Ausserdem öffnet der Vater als «dritte Person» die «Zwei-Personen-Beziehung» von Kind und Mutter. Guggenbühl spricht von einer «dualen Herrschaft», die für die Entwicklung förderlich sei. Das Kind kann mal von einem Elternteil Distanz nehmen. Wenn es sich über die Mutter aufregt oder die Beziehung zu ihr zu eng wird und die Verstrickung zu gross, geht es zum Vater. Das Kind kann sich so besser aus der Mutter-Kind-Symbiose lösen, Trennungsängste werden vermindert.

Alain Di Gallo, Chefarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel, sagt, ein Kind brauche in erster Linie einfühlsame Bezugspersonen. Aber natürlich habe es viele Vorteile, wenn ein Paar das Kind gemeinsam grossziehe: «Man kann Freude und Sorgen teilen, sich gegenseitig unterstützen und das Kind auch mal dem andern abgeben.» Und nicht zuletzt sei meist die ökonomische Situation stabiler.

«Gäll, Männer sind gescheiter!»

Was bringt der Vater aber konkret? Häufiger Kontakt mit dem Vater macht Babys in Gegenwart fremder Menschen sicherer und Kleinkinder sprachlich versierter. Dies fand der französische Psychologe Jean Le Camus in Untersuchungen heraus.* Väter verwenden schon bei kleinsten Kindern einen relativ grossen Wortschatz, sie brauchen mehr unver-

traute, schwierige Wörter. Mütter sind eher darauf bedacht, so zu reden, dass Kinder alles verstehen, und schrecken vor groben Vereinfachungen nicht zurück.

Die Autorin gehört zu diesen Müttern. Sie guckte mit ihrer vierjährigen Tochter einmal ein Buch an, in dem Raumschiffe und Satelliten zu sehen waren. Sie tippte auf ein Bild und sagte: «Rakete.» Die Tochter korrigierte: «Nein, Satellit.» Seither sagen die Töchter, wenn es um komplizierte Sachverhalte geht und die Mutter einen Moment überlegt, wie man das einfach erklären könnte: «Ist schon gut. Wir fragen Papi.» Der Vater erklärt, wie das Weltall aufgebaut ist, der Grossvater doziert über die Entstehung von Vulkanen und Erdbeben. Und so meinte die jüngere Tochter kürzlich beim Zubettgehen: «Gäll, Männer sind gescheiter!»

Männer fordern mehr von ihren Kindern und geben weniger schnell Hilfestellung, weshalb Kinder eigenständiger sind in Gegenwart des Vaters. Väter sind eher draussen, machen risikoreichere Dinge und erweitern den «Aktionsradius», so Guggenbühl. «Sie stimulieren eher die Aktivität der Kinder und fördern das Explorationsbedürfnis und das Bewusstsein für den Körper», sagt Alain Di Gallo. Väter werfen beispielsweise ihre Babys gerne im Spiel hoch und fangen sie wieder auf, etwas, was Mütter kaum je tun.

Keine «zweite Mutter»

Viele Väter sind heute engagiert im Familienalltag. Sie wechseln Windeln und sitzen am Sandkasten. Wichtig ist dabei, so Le Camus, dass der Vater nicht «zur zweiten Mutter» wird. Seine Untersuchungen haben gezeigt, dass Kinder, deren Väter sich im Erziehungsverhalten in Hinblick auf Autorität und Verbote deutlich von der Mutter unterscheiden, autonomer sind als Kinder, deren Eltern ähnliche Erziehungsstile haben. Die Kinder haben mehr Kontakt zu anderen, können sich besser eingliedern und sind weniger aggressiv.

Leider, schreibt Felix Rohner-Dobler**, seien manche Frauen «extrem kontrollierend, nörgeln an der vielleicht gefährlicheren, abenteuerlichen Art der väterlichen Erziehung herum und lassen die Väter nicht machen». Dabei sei es wichtig, dass Männer die «Beseelung», die sie durch Politik, Sport oder Beruf spürten, mit ihren Kindern teilten. Sie sollen mit den Kindern nicht bloss auf Spielplätze und ins Kasperltheater gehen, sondern in prähistorische Museen, oder sie sollen ihnen die griechische Sagenwelt näherbringen. Allan Guggenbühl hat beobachtet, dass in einer Zeit der modernen Rollenteilung die Gefahr besteht, dass das Private im Vordergrund steht. Dadurch werde den Kindern vorgegaukelt, die Familie sei der Nabel der Welt. «Die Kinder merken nicht, dass es draussen in der Welt wichtige Territorien gibt, für die es sich lohnt, sich anzustrengen.»

Für Mädchen ist der Vater «ausgesprochen wichtig», sagt Professor Bürgin. Er ist so etwas wie die erste grosse Liebe. «Mädchen lieben den Papi dann fast mehr als das Mami.» Viele kleine Mädchen sagen, sie möchten ihn heiraten. Bürgin spricht von «einer hohen Gefühlsintensität und einer hohen Kränkungsgefahr». Es brauche viel Einfühlung, um die Gefühle auf «ein vernünftiges Niveau» zu bringen.

Später, in der Pubertät, ist der Vater wieder wichtig. «Wenn die Väter stolz sind auf ihre Töchter, die zu schönen Frauen werden, stärkt das das Selbstbewusstsein. Es gibt den jungen Frauen Anerkennung», sagt Hans Kurt. Umgekehrt litten magersüchtige Mädchen oft an der fehlenden Bestätigung vom Vater, ebenso wie Frauen, die den Männern um jeden Preis gefallen wollen, wie Felix Rohner-Dobler schreibt.

Buben brauchen den Vater logischerweise ebenso. Sie merken früh, dass sie anders sind als die Mutter und all die Frauen, von denen sie in der Krippe oder im Kindergarten umge-

Väter werfen ihre Babys gerne im Spiel hoch und fangen sie wieder auf, was Mütter kaum je tun.

ben sind. Es ist gut, wenn sie ein männliches Vorbild haben, mit dem sie sich identifizieren und an dem sie sich reiben können. Bäche stauen, Hütten bauen, Fussball spielen, kämpfen – das lieben Knaben, und das machen sie gerne mit dem Vater. In der Pubertät wenden sich viele Buben dem Vater zu, weil er im Aussenbereich aktiv ist und Kinder sich in dem Alter nach aussen wenden, weg von der Nestwärme der Mutter.

Wenn das realistische Vorbild fehlt

Fehlt der männliche Gegenpart, besteht die Gefahr, dass die Buben zu Machos werden, wie das häufig bei Söhnen von alleinerziehenden Müttern zu beobachten ist. Sie sind oft sehr ehrgeizig und leistungsbewusst, auch aggressiv. Guggenbühl sagt, sie entwickelten sich zur Karikatur eines Mannes, weil sie sich gegenüber dem Weiblichen um sie herum abgrenzen wollten und müssten, um ihre Identität zu festigen. Es fehlt ihnen aber das realistische Vorbild und der um eine Generation ältere Rivale. «Diese Jungen tun so, als könnten sie Partner sein», sagt Bürgin. Sie übernehmen bewusst oder unbewusst ein Stück weit die Vaterrolle, «was ja prinzipiell nichts Schlechtes ist», wie Hans Kurt anmerkt. Früher, wenn ein Vater starb, war der älteste Sohn das Familienoberhaupt. Mädchen von Alleinerziehenden dagegen binden sich zu eng an die Mutter, was ihre eigene Entwicklung hemmen kann, und lösen sich schwerer ab.

Di Gallo schwächt ab und sagt, Alleinerziehende holten sich in der Regel Unterstützung.

«Es kommt weniger auf die Beziehungsform an als auf die Beziehungsqualität und das Klima in der Familie.» Wenn also ein Grossvater oder eine Grossmutter die Kinder regelmässig mit betreut, ist alles nicht so tragisch. Allerdings zeigen Untersuchungen, dass Scheidungskinder später oft Mühe haben, Beziehungen einzugehen.

Und was ist mit der Regenbogenfamilie?

Und wenn Lesben oder Schwule Kinder haben? «Das ist sicher nicht so gut wie bei einem heterosexuellen Paar. Aber es kann gleich gut sein wie eine Mama und eine Grossmutter», sagt Bürgin. Das Kind hat wenigstens zwei Bezugspersonen. Guggenbühl sagt, Kinder suchten sich aktiv Bezugspersonen. «Sie tasten die Umgebung ab nach Menschen, die ihnen in ihrer Entwicklung helfen.» Wachse ein Kind bei zwei Müttern auf, werde es sicher das Männliche suchen und dieses bei einem Onkel, Lehrer oder Nachbarn finden. «Es ist in jedem Fall wichtig, dass Kindern der häufige und nahe Kontakt zu Bezugspersonen beiderlei Geschlechts gewährleistet ist», sagt Daniel Münger, Kinderarzt und Kinderpsychiater am Kantonsspital Aarau.

Und ausserdem hätten diese Kinder ja einen Vater, gibt Di Gallo zu bedenken. In der Schweiz gebe es Tausende von Regenbogenfamilien, wie Schwulen- und Lesbenfamilien genannt werden. Die meisten Kinder in diesen Familien stammten aus einer früheren heterosexuellen Partnerschaft. Di Gallo zitiert eine Studie aus Deutschland, in der rund 1000 Eltern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften und 700 Kinder untersucht wurden. Es zeigte sich, dass es den Kindern sehr gut geht. «In Lesben- und Schwulenpartnerschaften erfolgt die Übernahme der explorativen und fürsorglichen Beziehungsrolle meistens flexibel und nach Stärken und Temperament der Partner.» Ausserdem werde das andere Geschlecht mit einbezogen. Der Kontakt zum ausserhalb der Partnerschaft lebenden Elternteil sei meist besser als bei heterosexuellen Patchwork-Familien. Jedenfalls, so Di Gallo, erleben die Kinder «es nicht als Manko», mit zwei Frauen oder zwei Männern zusammenzuleben.

Nun sind Kinder notgedrungen sehr gut darin, sich den Gegebenheiten anzupassen. Sie leben im Moment und nehmen die Dinge so, wie sie sind. Sie können nicht vermissen, was nicht ist, und deshalb auch kein Manko empfinden. So gesehen, sagt die Studie nichts aus darüber, was wirklich besser ist für die Entwicklung eines Kindes. Vermutlich eben doch das seit Jahrtausenden bewährte Modell.

*Jean Le Camus: Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Beltz.

**Felix Rohner-Dobler: Familien brauchen Väter – Ermutigungen und Rituale. Kösel.

Frieden total

Von Henryk M. Broder — Schulen setzen ein Zeichen gegen den «Mainstream der Militarisierung».



Der Tod, schreibt der Lyriker Paul Celan in seinem bekanntesten Gedicht, sei «ein Meister aus Deutschland»; die «Todesfuge» aus dem Jahr 1944 steht in vielen Anthologien und Schulbüchern und wird oft bei Gedenkfeiern für die Opfer des NS-Regimes rezitiert. Würde Celan, der 1970 Selbstmord beging, heute noch leben, würde er vermutlich schreiben: «Die Verspätung ist ein Meister aus Deutschland». Nein, nicht wegen der Routine bei der Bundesbahn. Sondern weil die Deutschen immer anderen hinterherhinken. Sie sind eine «verspätete Nation», «verspätete Antifaschisten», die das Dritte Reich umso schlimmer finden, je länger es tot ist; und «verspätete Pazifisten», die sozusagen die Seiten gewechselt haben. Statt nach dem «totalen Krieg» sehen sie sich nach einem «totalen Frieden».

Freiburg, Münster, Osnabrück und Tübingen tragen offiziell den Vornamen «Friedenstadt», ebenso die Siedlung Weissenberg in Brandenburg südlich von Berlin. Jedes Jahr werden etwa zwei Dutzend Friedenspreise verliehen, vom Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bis zum Petra-Kelly-Preis der Heinrich-Böll-Stiftung. Eine der bekannteren Auszeichnungen ist der Aachener Friedenspreis, der von einem überparteilichen und überkonfessionellen Verein vergeben wird.

Dieses Jahr fiel die Wahl auf drei Schulen – ein Berliner Gymnasium, eine Düsseldorfer Gesamtschule und eine Offenbacher Berufsschule –, deren Schulkonferenzen beschlossen haben, keine «Jugendoffiziere» der Bundeswehr mehr zu Vorträgen einzuladen. In der Preisbegründung heisst es unter anderem: «Wir wollen den Mut und die Courage der Schülerinnen und Schüler, der Eltern, Lehrerinnen und Lehrer mit dem Aachener Friedenspreis 2013 würdigen und gleichzeitig ein Signal gegen den Mainstream der Militarisierung in unserer Gesellschaft setzen.»

Es gehört wirklich viel «Mut und Courage» dazu, im Jahre 2013 gegen den «Mainstream der Militarisierung» zu Felde zu ziehen. In Berlin regiert eine Militärjunta, der Verkehr wird von der Militärpolizei geregelt, und das KZ Buchenwald bei Weimar steht kurz vor seiner Inbetriebnahme. Das ist schlecht für Deutschland, aber gut für die Friedensbewegung.

Der Handwerker und die Freiheit

Von Silvio Borner — Der amerikanische Alltag ist geprägt von der positiven Dynamik, was die Zukunft angeht – aber auch von Formalismen und einer desolater Infrastruktur. Ein Reisebericht.

Wie alle Jahre durfte ich zwei Wochen an der Georgetown University verbringen. Ein Blick auf ein paar positive und negative Schlaglichter aus dem Alltag – aus der Perspektive des politischen Ökonomen.

Zuerst zu den erfreulichen Beobachtungen im Uni-Alltag: Er wird von der akademischen Lehre und Forschung beherrscht und nicht, wie bei uns, durch die Bürokratie und die Politik. Die Studenten zahlen horrenden Summen (rund 30 000 Franken pro Jahr) und betrachten daher ihr Studium als private Investition in ihr Humankapital. Die Professoren sehen die Studenten als ihre wichtigste Anspruchsgruppe oder als Kunden an und behandeln sie auch so. Das spürt man im Hörsaal oder ausserhalb.

Ein zweiter Lichtpunkt ist eine Fahrt mit einem afroamerikanischen Taxifahrer und ein Gespräch über das Thema Bussen. Er klagt über die reine Geldmacherei bei Geschwindigkeitskontrollen durch die Polizei und über die hohen Strafzahlungen. Als ich ihm sage, dass bei uns Bussen einkommensabhängig sein können, verschlägt es ihm die Sprache. Der Mann kann nicht verstehen, dass nicht «alle vor dem Gesetz gleich» sein sollen. Hier kommt die amerikanische Mentalität bezüglich Freiheit und Gesetz zum Ausdruck. Eine 1:12-Initiative würden diese einfachen Leute grossmehrheitlich ablehnen, weil ihre Kinder oder Enkel hoffentlich einmal mehr als zwölfmal so viel wie ein Taxifahrer verdienen. Gesetzliche Mindestlöhne gibt es, doch liegt ihr Niveau nur unwesentlich höher als bei einem Drittel der Forderung in unserer gewerkschaftlichen Volksinitiative.

Positiv ist drittens die Atmosphäre bei einem Baseballspiel mit über 30 000 Zuschauern, die das Heimteam unterstützen, aber friedlich, kompetent und genussorientiert das Spiel verfolgen. Auf die Idee, zu pfeifen, wenn der Gegner am «Batten» ist oder der Schiedsrichter einen problematischen Entscheid trifft, kommt keiner. Von Gewalt oder Konfrontation keine Spur. Dafür gibt es Gespräche mit den Sitznachbarinnen. Viertens schliesslich ist die positive Dynamik, was die Zukunft angeht, immer noch spürbar. An der zentralen M Street von Georgetown entstehen und verschwinden Beizen und Läden in einem schnellen Rhythmus. Das Gesicht des Quartiers ändert sich rapid. Eine nicht mehr benötigte

Hafenanlage verwandelt sich in einen schönen Park mit Restaurants am Flussufer und exklusiven Wohnungen. Und schliesslich liegt Georgetown als Residenz der Reichen und Standort der prestigeträchtigen Universität direkt unter der tiefen Anflugschneise für den Reagan-Airport. Niemand scheint vom Lärm Kenntnis zu nehmen, denn alle sind froh, dass der nahe gelegene Flughafen in Betrieb bleibt.

Todeswarnung im Restaurant

Nun zu dem weniger Erfreulichen: Formalismen und Formulare sind ein Gräuel. Dummerweise hatte ich auf meinem Zollformular bei der Einreise als Grund «Business» angekreuzt, was nach zwei Stunden Wartezeit noch eine länger dauernde Diskussion mit dem Beamten zur Folge hatte.

Dann der letzte Abend mit den Studenten. Die Reservation im belebten Lokal war auf 18 Uhr fixiert. Ich kam als pünktlicher Schweizer

zehn Minuten zu früh und wurde an die Bar verwiesen. Mit einem Glas Weissen in der Hand wollte ich im Abendsonnenschein die auf dem Trottoir ebenfalls wartenden Studenten begrüssen, wurde aber wie ein Verbrecher zurück ins Lokal beordert.

Die Bahnfahrt von Washington D. C. nach New York im Acela Express war eher unangenehm.

Der Preis ist mehr als zehnmal höher als ein Busticket und selbst teurer als ein Flug. Beim Gang auf die Toilette wird man wie bei hohem Seegang hin und her katapultiert. Die Infrastruktur ist nicht nur bei der Bahn in einem absolut desolaten Zustand.

Im historischen Hotel wird seit Jahren renoviert. Als Gast merkt man davon wenig; denn nach wie vor rinnt die Dusche, klemmen die Storen und streikt die Klimaanlage. Doch dieses Jahr sah ich Arbeiter. Elektriker, Maler und Sanitäre machten sich in meinem Zimmer zu schaffen. Ich bin nun wirklich kein Handwerker. Aber ohne Zeitdruck hätte selbst ich diesen Anfängern einiges beibringen können.

Hier schliesst sich der Bogen. So exzellent die Top-Unis in den USA auch sein mögen, die fachliche Ausbildung und Qualifikation von Handwerkern passen eher in ein Entwicklungsland. Und zum Schluss zurück ins Restaurant, wo die tolle Speisekarte mit dem Hinweis endet, rohe oder «unterkochte» Speisen könnten Krankheit oder Tod bringen.



Second-Term Blues

Von Hansrudolf Kamer — Obama steckt in Schwierigkeiten. Seine Politik kommt nicht weiter. Skandale nagen an seiner Glaubwürdigkeit. Er ist früh zur lahmen Ente geworden.



Es geht bergab. Seit der Wiederwahl letzten November hat Präsident Obama kein Glück mehr. Amerikanische Historiker beschäftigen sich zurzeit wieder mit der Frage, ob über zweiten Amtszeiten

von Präsidenten ein Fluch lastet – *the second-term curse*. Anlass dazu bieten die Misserfolge und Fehltritte einer Administration, an deren Kompetenz seit langem gezweifelt wird.

Der bekannte Historiker Michael Beschloss, der sich auf die Präsidentschaft spezialisiert hat, stellt die Frage, ob es Zufall oder eher ein Konstruktionsfehler im System sei, dass die Präsidenten der letzten achtzig Jahre nach der Wiederwahl Schwierigkeiten hatten. Eine Antwort gibt er nicht.

Gerade vier Monate sind vergangen, seit der 44. Präsident auf den Stufen des Kapitols seine hochgemute Inaugurationsrede hielt und sein ambitiöses, linksliberales Programm für die kommenden Jahre vorstellte. Viel ist davon nicht mehr zu sehen, es hat sich verflüchtigt.

Ein kurzer Triumph bei den Verhandlungen über Steuererhöhungen mündete in eine krachende Niederlage beim Versuch, die automatischen Budgetkürzungen zu verhindern. Obama hatte einmal mehr den Mund zu voll genommen. Die Warnungen, beim *sequester* komme es zu einer Katastrophe, entpuppten sich als heiße Luft.

Seither bringt er nichts mehr durch den Kongress. Bei der Auseinandersetzung über eine Schusswaffenkontrolle nach dem Massaker in der Sandy Hook Elementary School konnte er sich trotz beträchtlichem Aufwand nicht durchsetzen. Seine Vorlage scheiterte im von den Demokraten dominierten Senat.

Die Reform der Einwanderungsgesetzgebung, ein altes, aber heisses Eisen, wurde ihm von Senatoren und Abgeordneten beider Parteien aus der Hand genommen. Seine Vorlage zur Einführung einer *carbon tax*, die Kohlendioxid-Emissionen im Zeichen der Klimapolitik besteuern soll, kommt nicht weiter. Eine Mehrheit von Senatoren befürwortet den Bau der Keystone-XL-Pipeline, die Obama ablehnt. Und so weiter.

In diesem Treibhausklima spriessen die Skandale. Bengasi und die Steuerverwaltung IRS

sind die Stichworte. Die Bespitzelung der Medien kommt dazu. Am 11. September, vor den Wahlen, waren der Botschafter und vier weitere Amerikaner bei einer Terroristenattacke in Bengasi umgebracht worden. Die eklatanten Versäumnisse Obamas und Hillary Clintons, der Aussenministerin, waren zwar ein Thema im Wahlkampf, doch die Verschleierungstaktik rettete den Präsidenten über den Wahltag hinaus.

Ein Gefühl des Unbehagens

Nun kommt immer mehr an die Öffentlichkeit. Vergangene Woche kam es zu einem Hearing im Kongress, an dem drei Diplomaten ernüchert über die Geschehnisse aussagten. Gregory Hicks, der Stellvertreter des Botschafters in Libyen, berichtete über wiederholte Beistandsgesuche, klare Hinweise auf die Täterschaft und die politischen Unterdrückungsversuche der Administration.

Am letzten Wochenende wurden E-Mails dem Kongress übergeben, die beweisen, dass das Weisse Haus, das Aussenministerium, die CIA und das FBI intensiv über eine verharmlosende Sprachregelung zum Bengasi-Fiasko rangen, die einer Irreführung der Öffentlichkeit gleichkam. Hicks im Übrigen wurde mit der Versetzung auf einen Bürojob kaltgestellt.

Der Grund für alles war, dass Obama als furchtloser Terroristentöter den Wahlkampf

bestritt, der Osama Bin Laden zur Strecke gebracht und al-Qaida praktisch vernichtet hatte. Clinton war um ihren Ruf als beste Aussenministerin aller Zeiten besorgt, weshalb ihr Versagen in der Bengasi-Krise vertuscht werden musste.

Man glaubte fast schon ein Echo auf Watergate zu hören, als bekannt wurde, dass die Steuerbehörde IRS sich speziell Tea-Party-Gruppierungen und konservative Vereinigungen vorgeknöpft hatte – nicht nur in Cincinnati, wie der Sprecher Obamas abwiegelte, sondern auch in Washington. Dies, nachdem der Chef der Behörde entsprechende Klagen seit langem abgewimmelt hatte.

Die Verwendung der offiziell neutralen Steuerämter für politische Zwecke hatten sich frühere Präsidenten auch erlaubt – Roosevelt, Nixon und wohl noch andere. Doch der Kriegspräsident bewegte sich in anderen politischen Welten, und Nixon musste zurücktreten – unter anderem gerade deshalb. Für Obama, den progressiven Steuergerechtigkeits-Apostel, sind die Enthüllungen doppelt peinlich.

Ein Gefühl des Unbehagens hat alle politischen Lager erfasst, zumal nun die Nachrichtenagentur AP mitteilte, sie sei vom Justizministerium insgeheim bespitzelt worden. Die Administration Obama spürt seit Monaten dem Durchsickern vertraulicher Informationen an die Medien nach und untergräbt langsam, aber sicher das allgemeine Vertrauen in die Regierungsinformation.

Obama zahlt die Zeche für vollmundige Rhetorik und fragwürdige Methoden im Wahlkampf und ist früh zur lahmen Ente geworden. Das ist nicht weiter schlimm, weil keine Politik immer noch besser ist als eine schlechte. Die Republik wird's überleben. ○



Treibhausklima: US-Präsidentenpaar Obama (r.) im Kreise seiner noch lebenden Vorgänger.

Hurra, hurra, die Schule brennt

Von Christoph Mörgeli

Er hat's geschafft. Der Basler Hobby-Sportler und Bildungsdirektor Christoph Eymann ist Europameister. «Wir haben europaweit den höchsten Anteil an fremdsprachigen Schülern», erzählt er der *Sonntagszeitung*. Und plaudert gutgelaunt über einen Migrantenvater, der einer Lehrerin sagte, seine Tochter müsse keine Aufgaben machen – «weil sie ohnehin heiratet, und wir wissen auch schon wen». Den Elternabend einer Stadtbasler Schulklasse begleiten mittlerweile zwölf Dolmetscher. Nein, an den Pisa-Leistungstests beteilige sich Basel längst nicht mehr. Der Grund: «Wir wussten, dass wir keine guten Resultate erzielen.»

Sie hat's gerafft. Die Basler SP will jetzt zwecks Qualitätssicherung, dass in jeder Klasse mindestens 30 Prozent Schweizer Schüler sitzen. Darum sollen Markus und Lisa aus ihren guten Quartieren in die mindere Gegend von Yussuf und Vojsava gekarrt werden. Und umgekehrt. Das geschieht im rot-grünen Basel wahrscheinlich irgendwie CO₂-neutral. Die Basler SVP findet das eine gute Idee. Manchmal spinnt lechts genauso wie rinks.

Nachdem Basel ein Ausländerproblem an den Schulen ortete, merkten auch Bern und Zürich etwas. In Bümpliz-Bethlehem und in der Brunnmatt stehen laut *Bund* die «heissen Schulhäuser», wo die Klassen wegen zu vielen fremdsprachigen Kindern den Schulstoff nicht mehr verstehen. Journalist Patrick Feuz hat eine bessere Idee als die zwangsweise Durchmischung von Schulklassen: nämlich die zwangsweise Durchmischung der Wohnquartiere.

Genauso Journalist Maurice Thiriet im *Tages-Anzeiger*. Wir hätten kein Sprachproblem, sondern eines der «sozialen Durchmischung der Quartiere». Darum gehören die Kurdenfamilien aus Schlieren per sofort ins Siebenzimmer-Penthouse in Zollikon. Und die Marokkaner aus ihren Genfer Gettos subito in die Prachtvillen am Gestade des Lac Léman. Bezahlen darf's der Sozialstaat. Er bezahlt ja ohnehin schon Quims (Qualität in multikulturellen Schulen) und DaZ (Deutsch als Zweitsprache). Endlich ist die Umverteilung auch im Wohnen gelungen. Hurra, hurra, die Schule brennt. Und Papa Staat spielt Feuerwehr.

Dabei liegt das Problem weniger bei den Schülern Nazamin und Kabicha. Sondern bei ihren Eltern, die auch nach dem Umzug ins schickste Trend-Appartement den ganzen Tag das heimatliche TV-Programm laufen lassen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Staatsbauern, die Bienen-Killer

Von Peter Bodenmann — Auch wegen einer halben Million zu vielen Kühen sterben die Schweizer Bienen.



Überfällige Strukturveränderungen: Schweizer Landwirtschaft.

Die Schweizer Bauern belasten mit viel zu viel – meist importiertem – Dünger die Schweizer Bäche, Flüsse und Grundwasserströme. Sie verbrauchen mehr Pestizide als ihre Kollegen in den umweltfreundlicheren Ländern Österreich und Deutschland. Sie killen wissentlich damit jene Bienen, die Oskar Freysinger so sehr am Herzen liegen.

Das ist jetzt endlich auch wissenschaftlich erwiesen. Hat aber verdammt lange gedauert, wenn wir bedenken, wie viele gutbezahlte Landwirtschaftsbürokraten in Bund und Kantonen auf ihren Stühlen herumrutschen und uns das Märchen von der umweltfreundlichen Schweizer Landwirtschaft eintrichtern. Übrigens gemeinsam mit der seit Simonetta Sommaruga ruralophilen Stiftung für Konsumentenschutz.

Konsumenten werden gemolken

Dazu kommt: Die Schweizer Landwirtschaft ist übermechanisiert. Es tuckern zu viele Traktoren ohne Feinstaubfilter über Schweizer Äcker und Fluren. Und schädigen so unsere Lungen. Noch fehlt der Vergleich mit dem Ausland, weil von Couchepin über Leuthard bis zu Schneider-Amman niemand diesen Sektor gründlich durchleuchten wollte und will.

In Österreich und Deutschland erhalten die Bauern pro Hektare nur halb so viel Direktzahlungen wie in der Schweiz. Und das Fleisch

kostet auch nur halb so viel. Deshalb produzieren sie umweltfreundlicher.

Die Schweizer Landwirtschaft erstickt wegen zu viel SVP, wegen zu hoher Subventionen und zu hoher Schutzzölle an Ineffizienz. Ökonomisch und ökologisch. Denn wer zu viel Geld vom Staat bekommt, kauft zu viel Dünger und Pestizide. Die von den Drogen Dünger und Pestizide abhängigen Staatsbauern zerstören Schweizer Boden, Schweizer Wasser und Schweizer Bienen.

Unsere Bauern wären subito gleich effizient wie ihre Kollegen im Ausland, wenn dank Freihandel für landwirtschaftliche Produkte endlich mehr Markt die überfälligen Strukturveränderungen voranbringen würde.

Wir haben nicht zu viele Einwanderer in der Schweiz. Sondern eine halbe Million zu viele Kühe. Die xenophoben Ecopoper müssten sich endlich mit den wirklichen Umweltproblemen in der Schweiz befassen.

Im Wallis dürfen Staatsbeamte nicht im kantonalen Parlament sitzen. Die gleiche Regelung müsste man im Bund übernehmen. Denn heute sitzen mehr als dreissig Staatsbauern und Bauernbürokraten im National- und Ständerat. Melken erfolgreich die Konsumenten. Killen folgenreich die Bienen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Kein Sex vor der Ehe

Von Kurt W. Zimmermann — An der Spitze des *Blicks* steht eine Frau. Sie macht ein lustloses Blatt wie aus dem Mittelalter.

Als Andrea Bleicher im Februar als erste Frau *Blick*-Chefredaktorin wurde, stellten ihr die Berufskollegen die klassische Interviewfrage: «Machen Sie als Frau einen anderen *Blick* als ein Mann?»

«Frauen sehen gewisse Themen sicher anders als Männer», sagte sie. Stimmt das? Wir werden sehen.

Blick-Chefin Bleicher ist nun ein Vierteljahr im Job und hat achtzig Ausgaben hinter sich. Wir können also eine erste Bilanz ziehen zu dieser wichtigsten Frau, die es jemals im Schweizer Journalismus gab.

Als Kriterium der Bilanz ziehen wir die Aufmacher-Storys auf der Frontseite heran, den wichtigsten Massstab für die Positionierung eines Boulevardblatts. Schauen wir also einmal, wie viele Männer und wie viele Frauen es in der Amtszeit von Frau Bleicher in die grosse Schlagzeile schafften.

Männer auf Seite eins: 65 Prozent. Frauen auf Seite eins: 35 Prozent.

Das ist ein erstaunlich geringer Frauenanteil. Er ist erstaunlich tief, wenn man bedenkt, dass 63 Prozent der *Blick*-Leser Männer sind. Männer interessieren sich nun mal mehr für Frauen als für Männer. Frau Bleicher hingegen interessiert sich primär für Männer. Nur eine einzige Frau – das Schlagersternchen Beatrice Egli – titelte sie mehr als einmal auf die Front.

Betrachten wir nun, welche Themenbereiche in Frau Bleichers *Blick* die Headline auf der Frontseite belegen:

Verbrechen und Katastrophen	44 %
Prominente	17 %
Politik und Behörden	12 %
Show und Unterhaltung	8 %
Wirtschaft	6 %
Gesellschaft	5 %
Religion	4 %
Sport und Auto	3 %
Sex	1 %

Das Blatt ist unter Frau Bleicher enorm Krimi-lastig. Verbrechen, Unfälle und Morde aller Art werden von der Redaktion bis zum Äussersten ausgewalzt. Der Amoklauf von Menz-nau beispielsweise brachte es fünfmal, das Attentat von Boston viermal zum Aufmacher auf Seite eins. Raser, Vergewaltiger und Messerstecher haben desgleichen Saison.

Auch das ist erstaunlich. Bleichers Vorgänger Ralph Grosse-Bley wurde auch darum gefeuert, weil zu viel Blut durch seine *Blick*-Spalten floss. Seine Nachfolgerin hält bei den



Krimi-lastig: *Blick*-Chefredaktorin Bleicher.

publizistischen Hämatokrit-Werten locker mit.

Moderner Boulevard hingegen geht seit Jahren weg vom Blut- und Revolver-Journalismus. Die Tendenz zielt in Richtung Celebrities. Das aufregende Leben, Lieben und Scheiden der Prominenz ist mittlerweile weltweit das erfolgreichste Format der Tabloids.

Frau Bleicher hat hier starke Reserven. Prominente interessieren sie nicht. Ohne das

Grosse-Bleys Nachfolgerin hält bei den publizistischen Hämatokrit-Werten locker mit.

trink- und protzfreudige Ehepaar Walter und Irina Beller – viermal als Aufmacher auf der Eins – wäre der Promi-Anteil des *Blicks* noch unterirdischer.

Noch stärkere Reserve hat Frau Bleicher gegenüber Sex. Sex ist in ihrem Blatt kein prominentes Thema. Ein einziges Mal fiel in ihrer Amtszeit das Wort «Sex» in der Titelzeile. Es war ein Statement der jungfräulichen Miss-Schweiz-Kandidatin Alice Stark. Die Titelzeile lautete ironischerweise: «Kein Sex vor der Ehe!»

«Frauen sehen gewisse Themen sicher anders als Männer.» Stimmt das? Ja, es stimmt. Frau Bleicher macht lustlosen Blut-Boulevard wie aus dem Mittelalter.

Der Ästhet

Von Beatrice Schlag — Eleganz und Ehrgeiz in der Wissenschaft.

Das Mathematiker ein besonderes Verhältnis zu Eleganz haben, ist bekannt. Sie sind besessen davon, dass ihre Formeln nicht nur richtig, sondern – mindestens ebenso wichtig – auch schön sind.



Der holländische Professor Diederik Stapel ist kein Mathematiker, sondern Psychologe. Mit den Mathematikern gemeinsam hatte er einen ausgeprägten Sinn für Ästhetik und Eleganz. Dieser betraf nicht nur sein persönliches Aussehen, sondern auch seine Arbeit, was ihn in seinem Fach zum Star gemacht hat. Denn psychologische Studien führen selten zu schlanken, klaren Schlussfolgerungen.

Genau das frustrierte den ehrgeizigen Wissenschaftler mit der Obsession für Ästhetik. Es frustrierte auch die Redaktoren wissenschaftlicher Fachzeitschriften, die bei vielen seiner Beiträge nachfragten, ob er nicht das eine oder andere Detail weglassen könne, damit seine Erkenntnisse leichter verständlich seien. Mit den Jahren wurden Stapels veröffentlichte Studien immer eindeutiger, oder, wie er sagt, «sexier». Ebenso seine Vorlesungen. Er spottete über die Klempner seiner Zunft, die Statistiker, die an Zahlen kleben und Diskussionen über Erhebungsmethoden führen würden, statt über Inhalte nachzudenken. Sein Ansehen stieg, gehörte er doch nicht zu der Kategorie von Wissenschaftlern, die aus dem erhobenen Datenmaterial nur das herauspicken, was ihre Hypothese bestätigte.

Vor zwei Jahren wurde Stapel fristlos entlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass er die von seinen Studenten erhobenen Daten nie benutzt hatte. Er hatte sie weggeworfen und selber schlanke, elegante, schlüssige Daten fabriziert. Heute sagt das gefallene Idol: «Die Leute glauben, Wissenschaftler seien wie Mönche, die nach der Wahrheit suchen. Viele glauben nicht mehr an die Kirche, aber den Glauben an die Wissenschaft haben sie nicht verloren.» Die meisten seiner Studenten, sagt Stapel, hätten ihm nicht verziehen.

Letztes Jahr veröffentlichte er sein Mea culpa in Buchform. Wenige Tage nach Erscheinen wurde der gesamte Text von Unbekannten ins Internet gestellt. Dem Professor, so die Vermutung, sollte wenigstens die Aussicht auf Tantiemen vermiest werden.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in öffentlichen Verkehrsmitteln stundenlang private Telefongespräche führen? *Philipp Gross, Zürich*

Nein, nur spielt das keine Rolle. Eigentlich sollte jeder vernünftige Mensch das telekommunikative Durchkauen von Intimitäten in Anwesenheit Wildfremder als unangebracht und peinlich empfinden. Keiner tut es. Es genügt eine Zugfahrt, um Details über Bowlingabende, langweilige Hochzeiten und Schwierigkeiten mit Staubsaugern oder Lebenspartnern zu erfahren. Dann klingelt das eigene Handy, und schon plauscht man selber drauflos. Technologorrrhö heisst das Phänomen. Technologisch übertragener Mitteilungsdurchfall. Nicht illegal, aber idiotisch. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Vielleicht ist die Tatsache, dass wir Menschen an Gott glauben, viel einfacher zu begründen.» *Heinrich Vettiger*

Die Welt ist nicht genug

Nr. 19 – «Plädoyer für Gott»; Andreas Kunz über den Glauben

Vielleicht ist die Tatsache, dass wir Menschen an Gott/Götter glauben, viel einfacher zu begründen als im interessanten Artikel aufgezeigt, nämlich, dass wir Menschen keine rationale Erklärung für die Existenz des Kosmos und des Lebens haben. Intuitiv verstehen wir Menschen, dass nichts Vernunftwidriges im Kosmos existiert und folglich unser Selbst nicht sinnlos mit dem Tod aufhört zu existieren. Die einzige logische Antwort darauf ist eine göttliche Schöpfung im Sinne von etwas viel Grösserem als dem Menschen.

Heinrich Vettiger, Wetzikon

Die gut recherchierten und hervorragend zu Papier gebrachten Artikel schätze ich sehr. Im Text wird allerdings mehr Verwirrung gestiftet als Klarheit geschaffen. Unter anderem ist von Gottesbeweisen die Rede, die es nie gegeben hat und nie geben wird. Die Religionen haben während Jahrhunderten in mühevoller Arbeit Konstrukte angeboten, von denen keines einer kritischen Prüfung standhält. Zur Zeit der Aufklärung begann die «Aufräumarbeit». Die absurdesten Gottesbeweise wurden still und leise begraben. Von den Theologen wird praktisch nur noch der sogenannte ontologische Gottesbeweis ins Feld geführt, der jedoch keineswegs schlüssig ist. Das ontologische Argument sagt, dass Gott das Wesen ist, das notwendigerweise existiert, da die Existenz zum Begriff gehört. Weil Existenz eine Vollkommenheit sei, könne sie Gott als höchst vollkommenem Wesen nicht fehlen. Bereits Kant sagt: Von Gott zu sagen, er existiere, bedeutet nicht, dass er neben seinen anderen Eigenschaften auch noch die Eigenschaft zu existieren hat.

Wenn Existenz jedoch kein begrifflicher Gehalt ist, ist die klassische Form des ontologischen Beweises hinfällig. Es kann nicht sein, dass etwas existiert, weil es unbedingt sein soll. In Wahrheit lässt sich von der Möglichkeit eines höchst vollkommenen Wesens nicht auf seine Existenz schliessen, weil Existenz gar keine Vollkommenheit ist. Die Religionen sind Auslaufmodelle oder werden mit immensen Beiträgen der Steuerzahler zu Veranstaltern von Konzerten und laden die «Gläubigen», nachdem sie nach katholischer Lehre Gott verzehrt haben, zu Apéro und Fondue ein. Obwohl sich immer mehr Schnellbleiche-Geistliche

auf den Kanzeln drängeln, wird es unten immer leerer. *Albert Jeckelmann, Utikon*

Herzlichen Dank für ihr «Plädoyer für Gott», denn Milliarden von Menschen spüren: «Die Welt ist nicht genug! Das Leben auf dieser Welt kann irgendwie nicht alles sein.» Woher kommt dieser spirituelle Durst, den auch wohlhabende und gebildete Leute spüren? Weshalb sollten sich Menschen nach einem Wozu, nach einem sicheren Ort im Universum, nach einem liebenden und gerechten Gott sehnen, falls es dies beziehungsweise diesen nie gegeben hätte? Alles nur Projektion kindlicher Sehnsüchte? Oder doch ein Hinweis darauf, dass es hier eine Lücke gibt, die einmal ausgefüllt war? Hätte sich denn auch körperliches Durstgefühl entwickeln können, wenn die Menschen den Durstlöcher Wasser nie gekannt hätten? Jesus brachte es auf den Punkt: «Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!» In diesem Sinne: Zum Wohl! *Christian Haslebacher, Märstetten*

Dass im Rahmen der Religion mancher unsägliche Blödsinn erzählt und geglaubt wird, ebnet den Boden dafür, dass auch in der Politik und sonst im Leben solches hingenommen wird. Wenn es denn einen Gott gäbe, ich würde ihn für sein Werk aufs gröbste beschimpfen. Unsere zunehmende geistige Verflachung, Sinnlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Verantwortunglosigkeit und Verlogenheit können ja wohl nicht in seinem Sinne sein. Warum können viele Menschen nicht einfach ohne irgendeinen Glauben erwachsen und gut und sozial sein? *David Brunner, Wetzikon*

Wo blieb das Plädoyer für Gott? Mit der Feststellung, dass jeder seinen Glauben hat, gehe ich einig. Sprechen wir von Gott in unserer Kultur, handelt es sich um Gott, den Schöpfer des Universums, inbegriffen unsere Erde. Die Geschehnisse wurden während vieler Jahrtausende aufgezeichnet. Als einziges Dokument einer Weltreligion enthält die Bibel viele Prophezeiungen, von denen rund 300 bereits erfüllt sind. Auch ein atheistischer Mathematiker kann sich deshalb von der Wahrheit der Bibel überzeugen, da die Ereignisse mit einer «Milliardenwahrscheinlichkeit» genau eingetroffen sind. *Adolf Meier, Wermatswil*

Zu erfolgreich oder zu pragmatisch

Nr. 19 – «Die EU erlebt fünf Krisen»; Interview mit Martin Janssen

Ich stimme mit Martin Janssens Ansicht überein, dass die Nationalbank zwei Optionen hat,



«Höchst vollkommenes Wesen»: Glauben.

den Anstieg des Schweizer Frankens zu stoppen: zu hoffen, dass sich der Euro und die andern Hauptwährungen wieder erholen; das sah ja diese Woche einigermaßen vielversprechend aus, aber ich würde da nicht mein Hemd wetten. Ich stimme eher seiner zweiten Option bei, entweder die Aufwertung des Frankens in Kauf zu nehmen oder den Devisenbestand weiter zu erhöhen. Unser Problem ist, dass wir zu erfolgreich oder zu pragmatisch sind. Als ich 1958 in die Philippinen zog, stand der Peso bei Fr. 2.20; heute ist er vier Rappen wert. Das Pfund kostete 12 Franken – heute steht es bei Fr. 1.47. Ich kenne keine Währung, die gegenüber dem Schweizer Franken aufgewertet hat. Früher hatten wir wenigstens eine negative Handelsbilanz, wenn auch eine positive Zahlungsbilanz; heute sind beide positiv. Was kann da eine Währung anderes tun als steigen? Es scheint fast, dass die einzige Lösung darin besteht, dass es uns schlechter geht.

Peter Vogt, Thundorf

Falschmeldungen, Lügen?

Nr. 19 – «Der Prozess»; Editorial von Roger Köppel

Der «Prozess» gegen die *Weltwoche* zeigt den ganzen Irrsinn der heutigen Presse. Friedmann und andere dürfen fulminant Anklage erheben. Weswegen? Weil die *Weltwoche* anderer Meinung ist als er. Hat er oder irgendwer Falschmeldungen kritisiert? Oder gar Lügen? Nein, weil es keine gab. Man hat nur die Meinung der *Weltwoche* angeklagt, die in der Tat nicht der gängigen Presseberichterstattung entspricht. Zum Glück. Ich warte nach jeder Ausgabe auf eine Fülle von Entschuldigungen, Korrekturen, Berichtigungen. Fehlanzeige. Also keine Lügen, keine falschen Behauptungen. Nur eine andere Meinung. Und Roger Köppel erregt den Ärger seiner Kollegen, weil er schon zu Zeiten des *Tages-Anzeiger-Magazins* journalistisch turmhoch über den meisten stand. Fritz Peter, *Uitikon*

Unglaublich anspruchsvoll

Nr. 19 – «Krieg gegen die Eltern»; Virginia Nolan über pubertierende Jugendliche

Wie in jeder erwachsenen Beziehung kann man Jugendlichen grundsätzlich nichts mehr erlauben oder verbieten. Als Eltern ernten wir jetzt, was wir gesät haben. Entweder gibt es gegenseitiges Vertrauen oder nicht. Wenn sich Jugendliche verweigern, stellt sich die Frage, welches unerfüllte Bedürfnis so verzweifelt Raum sucht. Jenes nach Eingebundensein oder jenes nach Selbstbestimmung. Erwachsen zu werden in unserer komplexen Welt voller Leistungsdruck und Entscheidungsfreiheiten, ist unglaublich anspruchsvoll geworden. Es geht in der Erziehung nicht darum, die Kinder dazu zu bringen, das zu tun, was wir als Eltern für richtig befinden. Wir sollen ihnen zur Einsicht in ihre Fähigkeiten, Interessen und Lebensaufgaben verhelfen. Wir können unsere Kinder unterstützen, indem wir graduell ihren Handlungsspielraum erweitern, nicht mit Pflichten und den damit verbundenen Machtkämpfen, sondern mit dem Wachsenlassen der Erkenntnis, dass freiwillige Mithilfe innere Belohnung bringt. Jugendliche vor die Tür zu setzen, ist eine Bankrotterklärung. Statt auf Experten zu hören, sollten Eltern vielleicht wieder vermehrt in ihre Kinder hineinhören. *Andrea Su, per E-Mail*

Korrigenda

Im Artikel «Hilfswerke mögen's intransparent» (Nr.19/13) haben wir Helvetas der Liste jener Non-Profit-Organisationen zugeteilt, die keine Rechenschaft über die Löhne ihrer Geschäftsleitung ablegen. Das ist falsch. Nicht im Jahresbericht, aber im Finanzbericht informiert Helvetas darüber, dass die sechsköpfige Geschäftsleitung Lohnkosten von insgesamt 1,078 Millionen Franken verursacht. Auf Anfrage schreibt Helvetas, dass Geschäftsführer Melchior Lengsfeld zwischen 160 000 und 185 000 Franken verdient. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

DIE BESTEN SPANISCHEN WEINE MIT DEM BESTEN PREIS/QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE

 <small>ROBERT PARKER 92-94</small> 2010 AALTO Aalto CHF 34.55	 <small>ROBERT PARKER 20</small> 2009 ALION Vega Sicilia CHF 51.85	 <small>ROBERT PARKER 94</small> 2009 PINTIA Bodegas Pintia CHF 36.70	 <small>ROBERT PARKER 89</small> 2009 HACIENDA MONASTERIO COSECHA Hacienda Monasterio CHF 33.50
		Matarromera Reserva - Bodega Matarromera 2006 <small>ROBERT PARKER 90</small> CHF 33.50	
		Pruno - Finca Villacreces 2011 CHF 17.30	
		Terreus - Bodegas Mauro 2009 CHF 85.30	
		Astrales- Los Astrales 2009 <small>ROBERT PARKER 19</small> CHF 27.00	
		PS - Aalto 2010 CHF 84.25	
		Numanthia- Numanthia 2008 <small>ROBERT PARKER 93</small> CHF 38.90	

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.

Idealistin mit Schraubenzieher

Nahe bei den Leuten und dicht an der Sache, versucht Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Probleme mit Asylbewerbern und Ausländern zu lösen. Den härtesten Kampf führt die sozialdemokratische Justizministerin gegen ihre eigene Partei. *Von Markus Schär*

Um Viertel nach neun wundert sich der Moderator. «Ich finde es ganz toll, dass Sie immer noch da sind», sagt der bestandene Journalist Hans Fahrländer zur Justizministerin, die seit einer Stunde, in der ersten Reihe sitzend, zuhört. Er erinnert sich an Auftritte von Bundesräten, die den Standpunkt der Landesregierung vom Blatt ablesen und danach wieder in der Limousine verschwanden. Simonetta Sommaruga aber verteidigt an dieser Veranstaltung von SP und FDP Lenzburg zwar die Asylgesetzrevision, über die das Volk am 9. Juni abstimmt, auch gegen Kritik aus dem Publikum. Doch sie verzichtet sich nach ihrem Referat nicht aus dem Saal des Hotels «Krone», sondern verfolgt, wie vier Parlamentarier auf dem Podium die Argumente herunterbeten, die sie im Schlaf aufsagen kann.

Erst am Schluss nimmt sie ausser Programm nochmals Stellung zu Fragen, weil sie die Antworten am besten weiss. Und der Moderator staunt, «wie beruhigend Bundesrätin Sommaruga wirkt».

Warum tut sich die Justizministerin das an? «Mich interessieren solche Anlässe», sagt sie im Gespräch danach. «Ich möchte die Argumente der Gegner hören, aber auch die Fragen aus der Bevölkerung.» Denn Simonetta Sommaruga trägt die Verantwortung für gleich zwei der Probleme, die das Volk am stärksten umtreiben. Einerseits die Asylpolitik: Wie lassen sich die langwierigen Verfahren beschleunigen, um ohne Verschleuderung von Mitteln und ohne Belastung der Leute die schutzbedürftigen Bewerber aufzunehmen, aber die nicht asylberechtigten wieder zurückzuschicken? Und andererseits die Ausländerpolitik: Wie lässt sich die Einwanderung noch so steuern, dass die Einheimischen nicht unter den Folgen des starken Wachstums leiden?

Die Bürger fragen die Bundesrätin auch, wenn sie im Bus von ihrem Idyll am Gurten zur Arbeit fährt. Und sie bemüht sich, Antworten zu geben.

«Sie waren sich spinnefeind»

Es war nicht der Traumjob der Konzertpianistin und Konsumentenschützerin, die am 22. September 2010 in den Bundesrat gewählt wurde. Eveline Widmer-Schlumpf flüchtete aus dem Justiz- und Polizeidepartement (EJPD), nachdem sie das Generalsekretariat von den Leuten ihres Vorgängers Christoph Blocher gesäubert und das Bundesamt für Migration mit einer verkorksten Reorganisation



«Der Weg ist noch lang und hart»: Simonetta Sommaruga.

lahmgelegt hatte. Und Sommaruga als Politstar musste, angeblich vom Kollegium «verbannt», den Laden übernehmen, der als «B-Departement» galt – und wo es für eine Sozialdemokratin nichts zu gewinnen gab.

«Das erste Jahr möchte ich nicht noch einmal erleben», gesteht die Bundesrätin gegenüber Vertrauten. Sie musste ihr Generalsekretariat neu aufstellen, die Kommunikatoren des Departements entlassen, im Bundesamt für Migration die Reorganisation rückgängig machen sowie sich vom Direktor trennen und daneben gegen ihre eigene Partei kämpfen: Die schärfste Kritik an der Justizministerin kam von SP-Präsident Christian Levrat.

Die linken Wortführer der Partei schossen sich schon auf sie ein, als die 1960 geborene Tochter eines Lonza-Direktors aus dem Aargauer Freiamt bei den Wahlen von 1999 gleich mit einem Spitzenresultat für die SP Bern in den Nationalrat stürmte: «Fraktionschef Franco Cavalli, Paul Rechsteiner und Jacqueline Fehr einerseits und Simonetta Sommaruga andererseits waren sich spinnefeind», sagt ein Fraktionsmitglied, das deren Schlachten miterlebte.

Der Konflikt verschärfte sich noch, als die «neoliberale Bürgerliche» 2001 zusammen mit drei Berner Kollegen mit dem «Gurten-Manifest» für einen reformistischen Parteikurs warb, auch mit der Forderung, die Einwanderung zu begrenzen. «Das Manifest will die SPS zur vierten bürgerlichen Partei machen», höhnte der damalige Waadtländer Nationalrat Pierre-Yves Maillard als Megafon der Mehrheit, «mit einem Kurs zwischen Pascal Couchepin und Christoph Blocher.»

Direktors- gegen Arbeitertochter

«In der Partei wurde Simonetta Sommaruga von den Funktionären nie geliebt», sagt ein Weggefährte, «von der Basis aber schon.» Und vor allem kam die sanfte und doch starke Präsidentin der Stiftung für Konsumentenschutz beim Volk bestens an. Die SPS musste sie deshalb auf das Zweierticket setzen, als Moritz Leuenberger seinen Bundesratssitz 2010 freigab. Aber die Parteizentrale wollte statt der Direktorstochter das Arbeiterkind Jacqueline Fehr in die Landesregierung bringen – die Wortführer warnten die bürgerlichen Parlamentarier, mit Sommaruga würden sie eine Aussenseiterin wählen, die niemandem etwas bringe. Fehr, die bis zur Sitzung der Bundesversammlung an ihre sichere Wahl glaubte, verwand die Niederlage nie.

Das Verhältnis zwischen der Partei und ihrer populären Bundesrätin bleibt bis heute gespannt. Deshalb verhöhnt Präsident Levrat den auch mit Sommarugas Stimme zustande gekommenen Entscheid des Bundesrates, die Ventilklausel anzurufen, als «Valium fürs Volk». Und deshalb unterstützt er jetzt doch den Kampf gegen die Asylgesetzrevision, obwohl er vom Referendum abriet, weil in

der Volksabstimmung eine deutliche Niederlage droht.

In der Asylpolitik gerate einiges durcheinander, sagte die Bundesrätin, als sie am 1. Dezember 2012 bei den Delegierten der SPS für die Gesetzesrevision warb. Um die Frage «Kopf oder Herz?» gehe es nicht: «Wenn es so wäre, dann wäre für mich absolut klar: Natürlich entscheiden wir uns fürs Herz, fürs Gewissen, für unsere Werte.» Aber so einfache Entscheide gebe es in der Politik nicht: «Wenn wir uns fürs Herz entscheiden, am Schluss aber die Situation für die Flüchtlinge schlechter ist als vorher – wie geht es dann unserem Gewissen?» Damit konnte die Verantwortungsethikerin die Gesinnungsmoralisten halbwegs überzeugen: Mit 114 zu 92 Stimmen beschlossen sie, das Referendum gegen das Asylgesetz nicht zu unterstützen.

Kanterniederlage für Asylministerin

Als die Partei am 2. März die Abstimmungsparole fasste, gab es aber keine werbenden Worte der Bundesrätin mehr: Die Delegierten schmetterten ihr Asylgesetz mit 170 zu 2 Stimmen ab. Das Ergebnis erschien diesmal in keiner Mitteilung und in keinem Medienbericht, als wollte die Partei die peinliche Kanterniederlage für ihre Bundesrätin verschweigen.

Die schärfste Kritik an der Justizministerin kam von SP-Präsident Christian Levrat.

Auch die Verliererin möchte die Abfuhr vergessen: «Das passiert allen Bundesräten – es ist das Normalste der Welt.»

Die Justizministerin gibt sich tapfer. Schon als sie im Februar 2011 bei der SP des Kantons Zürich über ihre ersten hundert Tage im Amt sprach, witzelte sie, ihr EJPD sei tatsächlich ein «B-Departement», nämlich ein bedeutendes Departement, weil die Ausländer- und die Asylpolitik die Bevölkerung am stärksten beschäftigten. Und Ende 2012 scherzte sie im Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger* auf die Frage nach der Belastung durch das Regierungsamt: «Sie brauchen kein Mitleid mit mir zu haben. Ich bin freiwillig Bundesrätin.» Nicht einmal die Feststellung der Interviewer, sie stehe vor den zwei schwierigsten Jahren ihres politischen Lebens, konnte sie schrecken: «Natürlich wird es Druck von allen Seiten geben. Aber genau in solchen Situationen blühe ich auf.»

Die Bundesrätin packt ihre Aufgaben an, nahe bei den Leuten und dicht an den Problemen. Sie wolle die dicken Dossiers, die sie studieren muss, «in Bezug zur Praxis bringen», sagt sie, «also zur Realität». Deshalb macht sie sich ihr Bild vor Ort, ob bei den Verbrecherinnen, die im Frauengefängnis Hindelbank einsitzen, oder bei den Ermittlern, die in den Web-Chatrooms Pädosexuelle aufspüren; ob

im Empfangszentrum von Vallorbe, an der Grenze des Schengen-Raumes in Griechenland oder bei einem abgewiesenen Asylbewerber in Guinea, der dank Schweizer Rückkehrhilfe eine Bäckerei mit fünf Angestellten führt und sagt: «Eigentlich bin ich froh, dass es so herauskam; hier gehöre ich hin.» Unter dem Druck des Parlaments, gerade von der eigenen Partei, geht die Bundesrätin zu den Betroffenen – und hört zu.

Zuhören, nicht belehren

Am 1. Mai hält Simonetta Sommaruga deshalb nicht eine Rede, in der sie die Arbeiterklasse zum Kampf aufruft, sondern fährt zu den Arbeitern im hintersten Krachen des Emmentals. «Wir sind alle etwas nervös», gesteht Eva Jaisli, die Chefin von PB Swiss Tools in Wasen, als sie die Bundesrätin begrüsst. Sie verweist auf die Geschichte ihres Unternehmens, das seit 1878 Eisenwaren für die Bauern herstellt und 1953 den ersten Schraubenzieher mit transparentem Spritzgussgriff in Europa anbot. Aber sie betont auch, dass sich die Firma nur behaupten kann, wenn sie jährlich neue Produkte auf den Weltmarkt bringt.

Einiges davon lässt sich die schmale Magistratin im feldgrauen Hosenanzug bei einem Fabrikrundgang zeigen: den Hammer ohne Rückschlag, das System zum Entfernen von Implantatsschrauben, das Drehmoment-Werkzeug, das auf feinen Druck die Schrauben präzise anzieht. Sie versucht sich vergeblich daran, dann lächelt sie: «Ich habe zu viel Kraft.»

Simonetta Sommaruga gibt sich nicht als Magistratin, die ihr Volk belehrt, sondern immer noch als Musterschülerin, die sie wohl in der behüteten Jugend im stockkatholischen Sins AG war: Sie spricht die Polymechaniker-Stiftin an, fragt wegen der Patente für die Hightech-Schraubenzieher nach, lächelt unverdrossen für jede Kamera. Und sie hört vorwiegend zu, als sie danach mit ausgewählten Mitarbeitenden im Rund sitzt und alle ihr Unternehmen als Musterbetrieb loben: die Finanzfrau, die neben einem 60-Prozent-Pensum zwei Teenager betreut; der Unternehmensentwickler, der pro Woche einen Vatertag einzieht; der Tamile, der seine Landsleute in der Firma in die Schweizer Sitten einführt.

Die Bundesrätin widerspricht aber auch der schwangeren Personalzuständigen, die sich hier im Emmental «eine günstige 24-Stunden-Kita» wünscht: «Der Staat kann nicht alles zur Verfügung stellen – in Schweden, wo es das gibt, herrscht ein anderes Staatsverständnis.» Und sie verheisst zum Schluss: «Vielleicht werdet ihr euch einmal in einem Artikel oder in einer Rede wiederfinden.»

Der Erkenntniswert des Anlasses – zur Frage, wie sich das Potenzial an Arbeitskräften im Inland besser ausschöpfen lässt, um weniger Personal aus dem Ausland reinholen zu müssen – hält sich allerdings in Grenzen. «Ein



Kluge Pragmatik: am 1. Mai bei der PB Swiss Tools in Wasen.

arrangiertes Gespräch zwischen Bundesrätin und Belegschaft, notabene in Anwesenheit der Unternehmensleitung und vor versammelter Presse, hat wohl immer etwas Biedereres», spöttelt der *Bund*. «Obwohl man Sommaruga abkauft, dass sie sich für die Anliegen der Arbeitnehmenden interessiert, handelt es sich bei ihrem Besuch natürlich um eine reine Wahlkampfveranstaltung.»

Na und?, sagt sich die Bundesrätin wohl. Sie steht nicht im Wahlkampf, aber sie müsste ihn auch nicht fürchten, wenn das Volk über die Besetzung des Bundesrates entschiede: Bei beiden Wahlen als Berner Ständerätin erzielte sie Spitzenresultate, und in den Umfragen erreicht sie immer einen Podestplatz. Es ist einfach – nicht nur am 1. Mai – ihre Art, sich um die Wählerinnen und Wähler zu kümmern: sie nicht mit Parolen einzudecken, sondern sich ihrer Probleme anzunehmen.

«Zu lange wurde das Thema ignoriert»

Die Realität sehen statt von Idealen träumen: Die Devise gilt für Sommaruga gerade in der Asyl- und der Ausländerpolitik. Ihr Ehemann Hans-Ruedi Lehmann, bekannt als Autor Lukas Hartmann, gab schon 1993 den immer noch lesenswerten Erzählungsband «Die Wölfe sind satt» zum Asylproblem heraus. Damit wolle er «auch die Asylbewegung irritieren», sagte er: Er zähle sich zwar dazu, kreide ihr aber an, «dass sie sich beharrlich weigert, auch über Grenzen – innere und äussere – zu sprechen und über Zahlen nachzudenken».

Und zusammen mit ihrem Mentor Rudolf Strahm legte Simonetta Sommaruga 2005, unbeirrt vom Hohn gegen das «Gurken-Manifest», einen «praktischen Reformplan» vor: «Für eine moderne Schweiz».

Darin finden sich vor allem im Kapitel zur Ausländerfrage Sätze, die erklären, weshalb die SPS eine Bundesrätin Sommaruga verhindern wollte, von der Justizministerin mit den problembeladenen Asyl- und Ausländerdossiers nicht zu reden. «Die Nichtintegration der ausländischen Wohnbevölkerung ist das grösste ungelöste Problem in unserem Land», schrieb das Duo vor acht Jahren, bevor die Personenfreizügigkeit zur «neuen Einwanderung» mit eigenen Problemen führte. «Viel zu lange wurde das Thema ignoriert, beschönigt oder verdrängt.» Das habe sich gerächt: «Die Kosten für den Sozialstaat und die Schwächung

«Die Nichtintegration der ausländischen Wohnbevölkerung ist das grösste ungelöste Problem.»

der humanitären Idee, der allgemeine Rechtstrend sind die Folgen.»

Als Bundesrätin stellt sich Simonetta Sommaruga den Problemen. «Die Asylverfahren dauern sehr, sehr lang», leitet sie ihr Referat in Lenzburg ein. «Sie sind auch für die Asylsuchenden schlecht.» Gestützt auf einen Bericht, den sie gleich nach Amtsantritt in Auftrag gab, versucht sie deshalb, die Verfahren zu vereinfachen und zu verkürzen, nach Vorbildern in Norwegen und den Niederlanden, deren Asylminister sie monatlich in Brüssel trifft, wo sich die Zuständigen der Länder im Schengen-Dublin-Raum austauschen.

«Im Asylwesen hat man das Gefühl, es gebe nie Einigkeit zwischen links und rechts», sagt die Bundesrätin dem Publikum im «Kronen»-Saal. Aber sie schaffte das Wunder schon – im

Parlament, wo es sogar einstimmige Beschlüsse gab, und vor allem in der Asylkonferenz, in der sich Anfang Jahr alle Kantone, Städte und Gemeinden auf ein Konzept einigten, das zu «getakteten» Schnellverfahren in Bundeszentren führen soll: Nach maximal zehn Kalendertagen soll in der Mehrheit der einfachen Fälle ein Entscheid vorliegen, in vier Wochen das Bundesverwaltungsgericht die Beschwerde behandeln.

Die kluge Pragmatik macht sie allerdings den Idealisten verdächtig. Die Asylministerin beteuert zwar, die künftigen Schnellverfahren liessen sich nur mit umfassendem Rechtsschutz für alle Asylbewerber durchsetzen und die umstrittenen Bestimmungen in der Abstimmungsvorlage vom 9. Juni seien «Papiertiger»: Aufgenommene Asylanten können ihre Angehörigen auch nachziehen, wenn Schweizer Botschaften keine Gesuche mehr prüfen, und Deserteure aus Eritrea sollen weiter Asyl bekommen, selbst wenn Wehrdienstverweigerung nicht mehr als Grund gilt, weil ihnen als Staatsfeinden schwere Strafen drohen.

Die Kritikerinnen aus dem eigenen Lager überzeugt sie nicht. «Frau Bundesrätin spielt eine Rolle», behauptet SP-Nationalrätin Yvonne Feri in der Podiumsdiskussion. «Wir können sie ja nicht fragen, wie sie als Privatperson stimmt.» Und Moderator Hans Fahrländer lobt die Asylministerin: «Falls es Unterschiede gibt zwischen der persönlichen Haltung und jener der Bundesrätin, hat man nichts gemerkt.»

«Mit angezogener Handbremse»

Andererseits stösst sie mit ihrer Haltung, die bei Privatperson und Bundesrätin dieselbe ist, auch bei den Bürgerlichen auf Skepsis. Simonetta Sommaruga sei, wohl weil sie um ihre eigenen Leute werben muss, «mit angezogener Handbremse» unterwegs, sagt FDP-Präsident Philipp Müller. «Als Asylministerin wird man immer von allen Seiten kritisiert, man ist für die einen zu lasch und für die anderen zu streng», sagt die Bundesrätin dazu. «Wichtig ist, dass man seinen Weg geht.»

Nachdem sie eine Stunde nur zugehört hat, müssen aber zehn Minuten für das Gespräch mit der *Weltwoche* reichen. «Sie haben noch zwanzig Sekunden», meldet ihr Sprecher denn auch nach der Frage zur Kritik von rechts. Nur schnell kann die Bundesrätin noch beteuern, die Rekursinstanz werde die Verfahren nicht weiter lahmlegen, wie Kritiker warnen. «Wir können dem Gericht nicht vorschreiben, wie schnell es entscheidet», sagt die Justizministerin, die sich strikt an die Gewaltentrennung hält. «Wir werden dem Bundesverwaltungsgericht nicht dreinreden, aber mit ihm Gespräche führen.» Dann muss die Bundesrätin zurück nach Bern: «Der Weg ist noch lang und hart.» ○



Wasserdichte Argumente fehlen: Die Nein-Allianz aus Grünen, FDP, GLP, BDP, EVP, CVP und SP (v.l.).

Das Volk kann das nicht. Oder doch?

Die Volkswahl des Bundesrats stösst breitflächig auf Ablehnung. Sie würde das austarierte Schweizer System gefährden und die Bürger überfordern, sagen die Gegner. Die Gründerväter der modernen Schweiz sahen es anders. Demokraten aller Parteien waren seit je für die Volkswahl. *Von Philipp Gut*

Die Front der Gegner ist eindrücklich: Von der FDP über die BDP, CVP, EVP bis zu den Grünen und der SP, ja sogar der peripheren Piratenpartei sind alle mehr oder weniger massgeblichen politischen Gruppierungen gegen die Volkswahl des Bundesrats, über die am 9. Juni abgestimmt wird. Auch die Landesregierung selber lehnt die SVP-Initiative ab, obwohl sie durch eine Volkswahl in ihrer «Legitimität gestärkt» würde, wie der Bundesrat in seiner Botschaft schreibt.

Das bisherige System funktioniere reibungslos, sagen die Volkswahl-Gegner. Das Parlament wisse besser als das Volk, wer in die Regierung gehört. Eine Änderung des Verfahrens würde das kunstvoll austarierte politische Gleichgewicht gefährden und die Schweiz destabilisieren, so die Nein-Allianz. «Polemik, Spektakel, Indiskretionen und Streit würden vernünftige Lösungen, Konkordanz, Kollegialität und Stabilität ersetzen», schreibt etwa die

FDP. Sogar die SP entdeckt den Charme konservativer Werte und beschwört, im Gleichklang mit den bürgerlichen Kampagnenpartnern, das «bewährte politische System» der Schweiz. Auch mindestens zehn Altbundesräte liessen sich vom Nein-Komitee einspannen und warnten vor einem Ja zur Initiative («Das gab es noch nie», kommentierte das Schweizer Fernsehen den geballten Einsatz der Polit-Pensionäre).

Dieses einhellige Misstrauen gegenüber dem Souverän mag in einem Staat, dessen Exponenten immer wieder stolz auf die direkt-demokratische Tradition verweisen, erstaunen. Täuscht der Eindruck, oder drückt hier eine gewisse Überheblichkeit und Arroganz der Macht durch? Schon möglich. Da die Volkswahl des Bundesrats aber tatsächlich ein bedeutender Einschnitt wäre, sind die Argumente und Bedenken der Gegner ernsthaft zu prüfen.

Aufschlussreich ist ein Blick in die Geschichte. Denn das Anliegen ist nicht neu. Und auch die Argumente für und wider eine Bestellung der Landesregierung durch die Stimmbürger haben sich seit dem 19. Jahrhundert kaum verändert. Gewechselt haben nur die Fronten der Befürworter und Gegner.

Bereits zweimal ist im vergangenen Jahrhundert über die Volkswahl des Bundesrats abgestimmt worden, in den Jahren 1900 und 1942. Beide Male ging der Anstoss von den Sozialdemokraten aus. In der Rolle der SVP war damals also die SP. Das hatte seine Gründe: Die Sozialdemokraten wurden vom bürgerlich beherrschten Parlament jahrzehntelang von der Macht ausgeschlossen, obgleich sie eine ernstzunehmende politische Macht waren und bis zu einem Viertel der Wählerschaft vertraten. Schon dies zeigt: Das auch heute noch von den Gegnern vorgebrachte



Die SP gab den Anstoss: Abstimmung von 1942.

Argument, die Bundesversammlung berücksichtige das politische Spektrum ausgewogener und korrekter, als dies bei einer Volkswahl der Fall wäre, steht auf wackligen Füßen. Der selbstgefällige Bürgerblock setzte sich über die sozialistische Minderheit hinweg. Es war eine brutale Demonstration der Macht.

Noch deutlicher zu spüren bekamen das die Minderheitenparteien in den ersten Jahrzehnten der modernen Schweiz. Erst 1891, also 43 Jahre nach der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, wählte das Parlament mit dem Luzerner Josef Zemp den ersten Vertreter der Katholisch-Konservativen (KK) in die Landesregierung. Bis dahin hatten die Freisinnigen im Bundesrat eine Einparteienherrschaft ausgeübt.

«Indiskretionen am Laufmeter»

Wie später die Sozialdemokraten unternahmen auch die niedergehaltenen Katholisch-Konservativen – die Vorgängerpartei der CVP – verschiedene Vorstösse, die Regierung vom Volk wählen zu lassen und die freisinnige Totaldominanz in der Regierung zu beenden. Diese historischen Tatsachen werden heute elegant ausgeblendet. «Die Schweizer Demokratie wird von vielen Ländern bewundert. Sie zeichnet sich durch Volksrechte, Konkordanz, Kollegialität und Stabilität aus. Diese Werte sind seit der Gründung der Schweiz die Grundlage dieses Erfolgsmodells», schreibt die FDP in einem Communiqué vom 22. April. Die Wahrheit ist, dass die «Stabilität» des Schweizer Regierungssystems fast ein halbes Jahrhundert lang in einer FDP-Alleinherrschaft bestand. Und von «Konkordanz und Kollegialität» war mindestens hundert Jahre lang nichts zu spüren. Die bis vor kurzem



Zufall wird König: Verleger Gut, 1945.

gültige Zauberformel – zwei Freisinnige, zwei Christdemokraten, zwei Sozialdemokraten und ein SVP-Vertreter – wurde erst 1959 geschaffen. Könnte es nicht sein, dass die Volkswahl bereits frühzeitig für mehr Pluralität und politische Vielfalt in der Regierung gesorgt hätte?

Es erstaunt jedenfalls, in welch düsteren Tönen derzeit ausgerechnet jene Parteien vor einem Ausbau der Volksrechte warnen, die jahrzehntelang von der Parlamentsmehrheit aussen vor gehalten worden sind und die deshalb selber immer wieder Abhilfe beim Souverän suchten. So schreibt die CVP: «Kompromisse und Kollegialität würden verunmöglicht. Show- statt Sachpolitik hielten Einzug. Indiskretionen am Laufmeter und Stillstand der Politik – auch wegen Blockaden zwischen Parlament und Bundesrat – wären die Folgen.» Die Christdemokraten befürchten einen «populistischen Dauerwahlkampf» und Schaden für den «Zusammenhalt der Schweiz», weil kleine und bevölkerungsschwache Kantone sowie sprachliche Minderheiten wie die italienische Schweiz kaum mehr Bundesräte stellen könnten. Ins gleiche Horn stösst die SP. Die Volkswahl führe zu einer unstatthaften Personalisierung der Politik und mache diese «kurzsichtig und unglaublich», befürchten die Sozialdemokraten.

1848: Beinahe gab es Volkswahlen

Neben parteitaktischen Überlegungen – die meist von im Parlament diskriminierten Minderheiten ausgingen – wurden seit den Anfängen des Bundesstaats immer auch staatsrechtliche und demokratietheoretische Argumente für eine Regierungswahl durch das Volk ins Feld geführt. «Wenn diese Parole [der Volks-

wahl, die Red.], welche nicht von Männern ausgeht, die dem Strebertum angehören, sondern mit dem Mute der Konsequenz die Fahne der Volksherrschaft entfalten, siegt, so werden diese Männer zu Bannerträgern einer neuen frischen Ära im Schweizerlande, und sie dürfen gewiss sein, dass die enorme Mehrheit des Schweizervolkes auf ihrer Seite steht», schrieb der katholisch-konservative Ständerat Wirz in den 1890er Jahren.

Demokraten aller Parteien und Herkunft – etwa die Handwerker und Arbeiter des fortschrittlichen «Grütlivereins», aber auch radikale Vertreter der liberalen Mehrheitspartei – sahen in der Direktwahl des Bundesrats die logische Konsequenz und Vollendung der Volkssouveränität (man sprach in diesem Zusammenhang von der «reinen Demokratie»). Warum, so fragten sie, sollten die Rechte und Fähigkeiten der Stimmbürger ausgerechnet dort aufhören, wo es um die Wahl der Landesregierung geht? Man kann den Spiess auch umdrehen und formulieren: Wenn in einer Demokratie die Volksrechte eingeschränkt werden, muss es dafür restlos überzeugende und wasserdichte Argumente geben.

Dass dem so ist, daran zweifelten schon die Gründerväter der Schweiz. Am 24. März 1848, einem Freitag, diskutierte die sogenannte Bundesrevisionskommission – das eigentliche Architektenteam der modernen Eidgenossenschaft – über Umfang und Wahlmodalitäten der Regierung. Für die liberalen Erfinder des Bundesstaats war die Volkswahl eine reelle Option. Der mächtige Kommissionspräsident und spätere Bundesrat Ulrich Ochsenbein votierte für sie. Die Kommission lehnte sie schliesslich mit dem denkbar knappen Resultat von 10:9 Stimmen ab. Die Volkswahl wäre also bereits 1848 um ein Haar eingeführt worden.

Gemäss einem ersten Beschluss, der erst später gekippt wurde, sollten je zwei der ursprünglich vorgesehenen fünf Bundesräte von National- und Ständerat bestimmt werden, während die Wahl des Bundespräsidenten dem Volk vorbehalten bleiben sollte.

Man teilte damals also das Schreckensbild keineswegs, das heute von der Volkswahl gezeichnet wird. Das zeigte auch die Entwicklung in den Ständen. In der Alten Eidgenossenschaft konnten die Stimmbürger nur in den Landsgemeindekantonen die Regierung wählen. Doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden überall mächtige demokratische Bewegungen, die die alten patrizischen Zöpfe abschnitten und dem Souverän das Recht gaben, die Exekutive selber zu bestimmen. Basel-Landschaft machte 1863 den Anfang, Zürich und Basel folgten 1869 (der Zürcher Staatsschreiber und Schriftsteller Gottfried Keller sprach von einer «trockenen Revolution»). Freiburg war 1921 der letzte Kanton, der die Volkswahl des Conseil d'Etat einführte.

Der demokratische Fortschritt führte von der Volkswahl der Gemeinderäte zu derjenigen der Kantonsregierungen. Wäre es da nicht folgerichtig, dass die Bürger auch die Landesregierung selbständig wählen? «Was in den Kantonen funktioniert, kann nicht auf Bundesebene übertragen werden», ist das Nein-Komitee überzeugt. Der zeitliche und finanzielle Aufwand für einen nationalen Wahlkampf wäre unzumutbar, es drohten amerikanische Verhältnisse, so die Gegner.

Die Demagogie wird zum Diener

Solche Bedenken wurden schon bei der letzten Abstimmung über die Volkswahl anlässlich der SP-Initiative 1942 vorgetragen. Für den Präsidenten der zuständigen Nationalratskommission war die Volkswahl «der sichere Weg, unsere Demokratie zuschanden zu reiten, sie durch Überspitzung dem Untergang entgegenzuführen». Und der Zürcher FDP-Nationalrat, Fast-Bundesrat und Verleger Theodor Gut (*Zürichsee-Zeitung*) warnte wortmächtig, ein solches Verfahren erhebe «den Zufall zum König und die Demagogie zum Diener». Es sei viel zu grob, um dem «komplizierten Staatsgebilde» der Schweiz zu genügen. Die Regierungsbestellung dürfe «niemals der Brutalität eines ordinären Wahlkampfes» ausgeliefert werden.

Solche Kritik wies der Jurist Ernst Krebs bereits 1968 in seiner immer noch lesenswerten

Dissertation «Die Volkswahl des Bundesrates» als überzogen und unbegründet zurück. Die Schweiz und Amerika seien zu verschieden, als dass die wirklichen oder angeblichen Auswüchse des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes auch hier zu erwarten wären. Aus aktueller Sicht kommt ein weiteres Argument hinzu, das gegen die These vom überlegenen Parlament und dem nur unzureichend befähigten Volk spricht: Barack Obama, der erste schwarze US-Präsident und juristische Sozialarbeiter aus Chicago, ist von den Stimmbürgern respektive den Wahlmännern gewählt worden. Dass er es auch bei einer Wahl durch Kongress und Repräsentantenhaus geschafft hätte, darf zumindest bezweifelt werden. Ohnehin mutet der Wink mit dem amerikanischen Zaunpfahl leicht schizophoren an, wenn man bedenkt, wie exzessiv und leidenschaftlich auch hierzulande jeweils monatelang über die fernen Vorgänge jenseits des Atlantiks berichtet und debattiert wird.

Ernst Krebs zieht in seiner Studie den umgekehrten Schluss: Die Volkswahl des Bundesrats würde das demokratische System nicht schwächen, sondern stärken. Der Einfluss der oft undurchsichtigen Wahlkoalitionen und Hinterzimmerabsprachen vor und während der ominösen «Nacht der langen Messer» im Bundeshaus würde zurückgebunden. Die direkte Mitsprache der Bürger würde zu einem

höheren Interesse an der Politik und einer Wiederbelebung der Demokratie führen, schreibt er. Auch das Personal würde tendenziell besser, da die Parteien «nur noch höchst qualifizierte Persönlichkeiten» nominierten. Dies im Gegensatz zum heutigen Wahlverfahren, bei dem aus parteitaktischen Gründen oft eher stromlinienförmige und schwache Figuren favorisiert werden.

Total Recall

Das Fazit, das Krebs in seiner Untersuchung zieht, bleibt bis heute gültig: Die Argumente gegen die Volkswahl mögen zwar einiges für sich haben, aber sie reichen nicht aus, um die einschneidende Beschränkung der Souveränitätsrechte zu legitimieren und den Wahlkörper auf lediglich 246 Köpfe einzudampfen.

Vielleicht hält die Geschichte sogar noch weitere zukunftsfruchtige Ideen bereit, die über eine Volkswahl des Bundesrats hinausgehen. Im Jahr 1872 diskutierte der Nationalrat darüber, ob die Bürger das Recht erhalten sollten, die Regierung in corpore abzuwählen («Recall»). Diese «negative Volkswahl» könnte den positiven Effekt haben, dass sich die Entfremdung zwischen den Wählern und «denen da oben» in Bern verringert. Der Bundesrat würde dann vermehrt im Sinne dessen handeln, dem er dient: dem Souverän, also dem Volk. ○



Bernardo Bellotto, Detail aus: «Das Gartenpalais Liechtenstein in Wien», 1759/60 © LIECHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz, Vienna

Wann ist es Zeit für eine Bank,
die Sie ein Leben lang begleitet?

Wenn Sie einen Partner suchen, dem Sie jederzeit vertrauen können.
Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Giacobbos dünne Haut

Der erfolgreiche Schweizer Satire-Unternehmer Viktor Jacobbo will von allen geliebt werden, auch von jenen, auf die sein Humor abzielt. Das kann man ihm nicht übelnehmen. Manchmal aber leidet darunter die Satire. *Von Rico Bandle*



Im Kern ein klassischer «Bünzli»: Komiker und Filmemacher Jacobbo.

Eine einzige Premiere reicht bei Jacobbo nicht aus. Für seinen neuen Film «Der grosse Kanton» musste er gleich deren zwei ansetzen, um allen Nationalräten, Wirtschaftsgrössen, Diplomaten und Künstlern im Kino Platz bieten zu können. An die Zürcher Premiere waren Oswald Grübel, Roger Schawinski, Adolf Muschg, Christa Markwalder, Fabian Unteregger und viele mehr gekommen, am nächsten Tag in Bern war die Prominentendichte ähnlich hoch. Der Gastgeber schüttelte pausenlos die Hände, man kennt sich, die Schweiz ist klein.

In Zürich hatte sich gegenüber dem Kino eine Gruppe verahrloster Punks auf einer Parkbank stationiert, alle mit einer Büchse Bier in der Hand, sie hätten Vorbild für eine Fredi-Hinz-ähnliche Parodie des Künstlers sein können. Jacobbo schäkerte auch mit ihnen, posierte mit einem Punk und dessen

Hund vor der Tele-Züri-Kamera und wendete sich wieder CEOs und Politikern zu.

Jacobbo, der Kumpel, der unerschrocken auf die Leute zugeht und von allen geliebt werden möchte: So kennt man den Komiker auch aus der Sendung «Jacobbo/Müller». Seine

«Wenn schlampig recherchiert wird, schlage ich halt zurück – Twitter ist dafür ideal.»

Gesprächspartner behandelt er so, als bestünde eine Abmachung, wie weit er mit seinen Fragen gehen dürfe. Aussagen, die das Gegenüber aus dem Konzept bringen könnten, gibt es nicht. Man lacht zusammen, stichelt, nimmt sich gegenseitig hoch, wie unter Freunden üblich. Ist der Gast so schlagfertig und selbstiro-

nisch wie letzten Sonntag SVP-Präsident Toni Brunner, ist das unterhaltsam, sonst dümpeln die Gespräche auch mal dahin.

Ähnlich funktioniert der Film «Der grosse Kanton». Jacobbo befragt deutsche und Schweizer Persönlichkeiten, ob es für das angespannte Deutsche-Schweizer-Verhältnis nicht besser wäre, Deutschland würde sich als 27. Kanton der Schweiz anschliessen. Er lässt dabei alle Gesprächspartner in bestem Licht dastehen, niemand wird vorgeführt, niemand blamiert sich, niemand sagt etwas, was auch nur ansatzweise Anstoss erregen könnte.

Schweizer Version der Satire

Nimmt man den österreichischen Kabarettisten Alfred Dorfer zum Massstab, dürfte man hier gar nicht von Satire sprechen: «Satire, durch die sich der Satiriker nicht auch unbe-

liebt macht, ist keine Satire. Wer seinen Freundeskreis vergrössern möchte, darf nicht Satire machen», sagte er vor einigen Jahren, als das österreichische Fernsehen seine Sendung «Dorfers Donnerstalk» kurzfristig abgesetzt hatte. Giacobbo pflegt eine schweizerische Version der Satire, bei der keiner dem andern zu sehr auf die Füsse tritt.

Noch weniger als austeilen kann er einstecken. Auf Kritik reagiert Giacobbo auffallend gereizt. Fühlt er sich zu Unrecht angegriffen, geht er via Twitter oder in seiner Sendung zum Gegenangriff über. Zuletzt warf ihm die *Aargauer Zeitung* vor, die Sondersendung von «Giacobbo/Müller» aus dem Circus Knie sei eine Werbeplattform für den Nationalzirkus gewesen, schliesslich sei er mit der Zirkusfamilie freundschaftlich verbunden. In fünf Tweets zog er den Vorwurf ins Lächerliche, auch in seiner Sendung erwähnte er den Zeitungsartikel. So sehr er versuchte, ironisch zu wirken, zwischen den Zeilen blieb die Kränkung immer spürbar. Selbst wenn die Kritik haltlos gewesen wäre, solche Reaktionen muten doch seltsam dünnhäutig an für einen Satiriker.

Giacobbo sieht dies erwartungsgemäss anders: «Ich bin nicht dünnhäutig. Gegen eine negative Beurteilung habe ich nichts einzuwenden, aber wenn schlampig recherchiert wird, schlage ich halt zurück – Twitter ist dafür ideal. Oft erweisen sich dann die Journalisten als dünnhäutig.»

Flugzeugträger auf dem Bodensee

In «Der grosse Kanton» gibt sich Giacobbo grösste Mühe, allen gerecht zu werden: den Deutschen, den Schweizern, den Interviewpartnern. Die Fragestellung wäre ja durchaus interessant – perfekt geeignet für einen Beitrag in einer Satiresendung. Für einen ganzen Kinofilm gibt sie zu wenig her; selbst mit dem bestmöglichen Personal: Joschka Fischer, Frank-Walter Steinmeier, Doris Leuthard, Peter von Matt und vielen mehr.

Die Reaktionen auf Giacobbos Vorschlag, Deutschland der Schweiz anzugliedern, sind oft redundant – («Dann hätte Deutschland endlich den Euro los», «Dann hätten wir Schweizer endlich Meeranstoss») –, einige Höhepunkte gibt es aber trotzdem. Zum Beispiel dann, wenn der bayrische Humorist Gerhard Polt einen hässlichen Parkplatz in München zum geschichtsträchtigen Ort erklärt, wo Kaiser Ludwig vor rund 700 Jahren auf die Idee gekommen sei, den Waldstätten die Reichsfreiheit zu geben. Oder wenn der Germanist Peter von Matt meint, wir sollten Deutschland schrittweise aufnehmen, zuerst die südlichen Bundesländer – und Berlin ganz am Schluss, «erst, wenn der Flughafen gebaut ist».

Humor zeigt auch der US-Botschafter in der Schweiz, Donald Beyer. Er erklärt, die USA hätten aus Furcht vor dem neuen Gross-

reich Schweiz bereits einen Flugzeugträger in Richtung Bodensee geschickt.

Wie Giacobbo zu allen möglichen Personen aus Politik, Wirtschaft und Kultur Zugang findet, ist nicht unsympathisch, zumindest die Produzentin Ruth Waldburger hätte aber die Harmonie durchbrechen müssen. Hat die erfahrene Filmexpertin nicht gewagt, Klarheit mit Giacobbo zu reden? Dem Film fehlt ein Spannungsbogen, die reine Aneinanderreihung von freundlich geführten Gesprächen, angereichert mit einigen Einspielern aus der «Giacobbo/Müller»-Mottenkiste, reicht für einen abendfüllenden Kinofilm schlicht nicht aus, so prominent die Befragten auch sind.

Schweizerdeutsch geht nicht

Dass es den hiesigen Satirikern an Biss fehlt, ist keine neue Erkenntnis. In regelmässigen Abständen ziehen Kritiker ausländische Satiresendungen wie die «Heute-Show» im ZDF oder US-Komiker bei, um die Harmlosigkeit

Ein konsensorientiertes Konkordanzsystem ist für einen Satiriker tödlich.

Giacobbos aufzuzeigen. Das ist zwar nicht ganz falsch, trotzdem ist weit und breit niemand in Sicht, der als TV-Satiriker in Giacobbos und Müllers Fussstapfen treten könnte. Die Schweiz ist zwar ein Land mit vielen herausragenden Clowns und Humoristen – Satiriker allerdings sind rar. Und der scharfzüngigste Politsatiriker der Schweiz, Andreas Thiel, weicht auf der Bühne auf ein geschliffenes Hochdeutsch aus.

In seinem aktuellen Programm «Macht» erklärt Thiel, weshalb Schweizerdeutsch für ihn nicht in Frage kommt: «Die Satire beschäftigt sich mit sehr ernsthaften Themen wie Krieg, Terror, Politik, Religion, Wirtschaft, Wissenschaft usw. – Satire ist also eine sehr ernste Angelegenheit und deshalb auf Schweizerdeutsch gar nicht möglich. Schweizerdeutsch ist eine viel zu schöne, harmonische Sprache.»

Zum Hochdeutschen sagt er: «Hochdeutsch ist unangenehm und brutal. Die Deutschen haben auch ein konfrontatives Gesprächsverhalten. Wir haben in der Schweiz ein deeskalierendes Gesprächsverhalten. Das dient der Satire gar nicht.» Er belegt seine These mit einem Beispiel: «Als ich über den deutschen Papst mal gesagt habe: <Ich glaube, das Deutsche Kreuz hat einen Haken>, hätte ich das nicht auf Schweizerdeutsch sagen können, denn ich hätte ja sagen müssen: <Für mi hätti s dütsche Chrüz vilich chli nes Hääggli.> Und man sieht, wo wir da hinkämen mit der Satire in der Schweiz. Wir kämen dahin, wo wir sind mit der Satire in der Schweiz.»

Nicht nur die Sprache ist der Satire hinderlich, auch das politische System. Die Satire richtet sich in der Regel gegen die Obrigkeit: gegen Könige, Präsidenten, Herrscher. Je selbstherrlicher die Regierung, desto besser für die Satire – vorausgesetzt natürlich, es gibt keine Zensur. Ein konsensorientiertes Konkordanzsystem ist für einen Satiriker hingegen tödlich – spröde Bundesräte wie Johann Schneider-Ammann oder Eveline Widmer-Schlumpf sind als Witzfiguren Berlusconi oder Gaddafi hoffnungslos unterlegen. Entsprechend nahmen die grossen Schweizer Komiker wie Alfred Rasser, Walter Roderer oder Emil Steinberger nicht die Herrscher auf die Schippe, sondern die eigene Bünzlichkeit, die Peinlichkeiten des Alltags.

Selbst wenn Viktor Giacobbo es liebt, sich als Donatella Versace oder Debbie Mötteli zu verkleiden, auch er repräsentiert im Kern den klassischen Bünzli: Äusserlich ist nichts Unkonventionelles an ihm festzustellen. Als gelernter Schriftsetzer und ehemaliger Lagerist beim Schweizer Fernsehen war er schon in seinen Anfängen der Ordnung und Zuverlässigkeit verpflichtet. Jene Leute, die schon einmal bei ihm zu Hause waren, berichten von einer pingelig aufgeräumten Wohnung, mit feinsäuberlich sortierten Kleiderschränken wie in einem Verkaufsgeschäft.

Gegenseitiges Schulterklopfen

Bei grossen deutschen Satirikern wie Dieter Hildebrandt wird immer wieder anerkennend festgestellt, dass sie nur einen Platz auf sicher hätten: jenen zwischen den Stühlen. Giacobbo hingegen teilt mit allen den Stuhl. Auf der Bühne mag man dies als Ärgernis empfinden, hinter den Kulissen ist dies eine grosse Stärke. Nur dank seinem riesigen Netzwerk, seiner Beharrlichkeit und seiner Überzeugungskraft konnte er eine Institution wie das Casinotheater Winterthur ins Leben rufen. Das Theater ist von Künstlern getragen und kommt ohne Subventionen aus, was einmalig ist im gesamten deutschsprachigen Raum.

Nach der Filmpremiere in Zürich klopfen die geladenen Gäste Giacobbo auf die Schulter. Dabei war die Situation vergleichbar mit jener seines Komikerkollegen Claudio Zuccolini im Circus Knie, der in den ersten paar Vorstellungen kaum jemanden zum Lachen brachte. Viktor Giacobbo eilte Zuccolini umgehend zu Hilfe, arbeitete mit ihm intensiv an seinen Nummern – mit Erfolg: Zuccolinis Auftritte wurden massiv besser. Man hätte Giacobbo gewünscht, auch er hätte bei den Dreharbeiten einen solchen Freund gehabt – und sich von ihm auch etwas sagen lassen.

Der grosse Kanton: Der neue Film von Viktor Giacobbo läuft ab 16. Mai im Kino.



«Man hat uns anfänglich ausgelacht»: SVP-Politiker Perrin nach seinem Wahlerfolg.

Ein gefährlicher Ort für Regenten

Neuenburg steckt in einer politischen Krise, Regierungsräte werden reihenweise verschlissen und abgewählt. Am Sonntag könnte bei den Wahlen fast das ganze Personal ausgetauscht werden. Dies, obwohl sich die Wirtschaft erholt. Was läuft falsch? *Von Lucien Scherrer*

Wenn es einen Preis gäbe für den schönsten Regierungssitz in der Schweiz, die Neuenburger hätten ihn auf sicher. Der fünfköpfige Staatsrat tagt hoch über der Stadt im *Château*, einem prächtigen Schloss aus dem 11. Jahrhundert, in dem einst französische Herzöge und preussische Gouverneure residierten, manchmal auch regierten (meist hatten sie wichtigere Sorgen). Doch heute ist vom Glanz alter Tage wenig zu spüren: Die Regierung erinnert an einen Haufen aufgeschreckter Adliger, der sich in seinem Gemäuer verschanzt, während draussen das Volk rebelliert.

Am 28. April erlebte das *Château* – im Volksmund ein Synonym für die Regierung – im ersten Durchgang der kantonalen Erneuerungswahlen ein Debakel. Zwei Bisherige, Gisèle Ory (SP) und Claude Nicati (parteilos, ehemals FDP) traten nach nur vier Jahren Amtszeit gar nicht erst an. Dies nicht etwa, weil sie die be-

rühmte «neue Herausforderung» suchten, sondern weil sie sich vor dem Verdikt des Volkes fürchteten. Offensichtlich zu Recht: Regierungspräsident Philippe Gnaegi (FDP) landete am Wahltag auf dem neunten Platz, knapp vor den Unter-«ferner liefern»-Kandidaten, worauf er seinen Rücktritt erklärte.

Gnaegis Parteikollege Thierry Grosjean schaffte es gerade mal auf Platz sieben, hinter den «Neuen» Jean-Nathanaël Karakash (SP), Yvan Perrin (SVP), Monika Maire-Hefti (SP), Alain Ribaux (FDP) und Patrick Hermann (Grüne). Dabei war Grosjean erst 2010 gewählt worden, nachdem sein Vorgänger Frédéric Hainard über eine Affäre gestolpert war: Der vermeintliche Hoffnungsträger der FDP hatte seiner Geliebten einen wohl dotierten Staatsposten verschafft.

Nur ein Bisheriger, Laurent Kurth (SP), wurde nicht abgestraft: Er erhielt am meisten

Stimmen, was er unter anderem dem Umstand verdanken dürfte, dass er erst seit letztem Herbst im Amt ist, als Ersatz für den heutigen Bankrat-Präsidenten Jean Studer (SP). Am 19. Mai wird zum zweiten Mal gewählt. Kurth, Karakash und Perrin gelten als gesetzt, falls kein weiteres Erdbeben geschieht. Wenn auch Grosjean die Wiederwahl verpasst, wird fast das ganze Regierungspersonal ausgetauscht, nennenswerte Erfahrung hätte keiner.

«Was in Neuenburg passiert, ist für Schweizer Verhältnisse höchst ungewöhnlich», sagt der Genfer Politikwissenschaftler Pascal Sciarini, «Krisen häufen sich, und kaum ein Regierungsmitglied bleibt länger als vier Jahre im Amt.» So würden «Probleme verschleppt statt gelöst». Und von denen gibt es genug. So hat Neuenburg mit 4,7 Prozent die zweithöchste Arbeitslosenquote im Land, und mit einer Sozialhilfequote von 6,9 Prozent ist es einsame

Spitze, noch vor Basel-Stadt (5,9 %). Was ist eigentlich los in Neuenburg?

Staatsrat Thierry Grosjean (FDP) wirkt ein wenig gestresst, als er die *Weltwoche* in seinem *Château*-Zimmer mit herrlicher Sicht auf den See und die Alpen empfängt, Schweissperlen glänzen auf seiner Stirn. «Ich hatte gerade eine Sitzung», sagt der Chef des Wirtschaftsdepartements, «es ging um die Sozialhilfe.» Dass dort etwas schief läuft, ist seit Jahren bekannt, getan hat sich wenig, ausser dass die Sozialausgaben weiter gestiegen sind. 2011 beliefen sie sich auf 83 Millionen Franken, 1992 waren es noch 11,5 Millionen gewesen.

Warum gibt es derart viele Sozialfälle in Neuenburg? «Wir sind ein Industriekanton, unsere Durchschnittslöhne sind tiefer als anderswo», sagt Grosjean. «Zudem haben wir die höchste Scheidungsrate der Schweiz, das wirkt sich negativ auf die Sozialhilfequote aus, weil Alleinerziehende häufiger Unterstützung brauchen.» Diese Erklärungen werden seit Jahren herumgeboten, doch viele Alleinerziehende gibt es auch anderswo. Inzwischen ist denn auch ein neues Argument dazugekommen: Man ist schlicht zu grosszügig.

«Die Linke wollte die Probleme in der Sozialhilfe lange nicht wahrhaben», sagt Grosjean, «aber inzwischen sehen alle Handlungsbedarf.» Soeben habe der Staatsrat beschlossen, die Kontrollen zu verschärfen und die Mindestbeiträge zu senken – «damit es sich wieder lohnt, zu arbeiten».

Geschöpfte Steuerzahler

Doch Wackelkandidat Grosjean spricht im Moment lieber von dem, was bereits heute gut läuft, etwa die «dynamische Wirtschaft». Denn auch wenn man aufgrund der politischen Turbulenzen das Gegenteil vermuten würde: Neuenburg ist kein *failed state* mehr wie in den siebziger Jahren, als die Uhrenindustrie in eine schwere Krise rutschte und den gesamten Jurabogen in eine Abwärtsspirale zog. Die Uhrenbranche hat sich erholt, besonders ihr Luxussegment boomt. 2011 setzte der Staatsrat mit dem Segen des (linken) Kantonsparlaments eine drastische Senkung der Steuersätze für Betriebe und Holdings durch. Allein 2012 ist die Zahl der Firmen um mehr als 10 Prozent gestiegen, mehr als 2000 neue Arbeitsplätze entstanden. Seit sechs Jahren schreibt der Kanton wieder mehrheitlich schwarze Zahlen, auch dank neuen Steuereinnahmen. Allerdings profitiert man bis jetzt nur bedingt vom Aufschwung.

«Wir produzieren viel Reichtum, aber viel fliesst wieder ab», sagt Staatsrat Grosjean. Elf Prozent der Arbeitnehmer sind *frontaliers* (Grenzgänger), oft handelt es sich um Spezialisten aus Frankreich, die auf dem hiesigen Arbeitsmarkt fehlen. Auch viele Schweizer ziehen es vor, zu pendeln und in einem anderen Kanton zu wohnen, weil im Vergleich zu Neu-

enburg selbst Steuerhöhlen wie Bern paradisi- sch wirken. Zwar sind die Sätze für Familien kürzlich gesenkt worden, doch Einzelpersonen werden immer noch gnadenlos geschöpft. Wer 100 000 Franken verdient und 300 000 gespart hat, liefert dem Fiskus je nach Gemeinde bis zu 30 000 Franken ab. So bleiben Steuerzahler weg, und die Arbeitslosigkeit sinkt nicht unter 5 Prozent. «Die Steuern müssen auch für Einzelpersonen verringert werden», sagt Grosjean, «und wir müssen mehr in die Aus- und Weiterbildung investieren, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.»

Ein armer Mann, der sich für reich hält

Wie in der Sozialhilfe kommen diese Massnahmen etwas spät. Doch derartige Versäumnisse hätte die Regierung wohl verkraftet. Die Gründe für ihr Scheitern liegen tiefer: in den jahrhundertealten Animositäten zwischen dem oberen Kantonsteil (*le Haut*) und dem unteren (*le Bas*). *Le Haut*, mit den Uhrenstädten La Chaux-de-Fonds und Le Locle, ist links und republikanisch gesinnt (1848 stürzte eine Handvoll bewaffneter «Bergler» die preussischen Monarchen in Neuenburg). *Le Bas* mit dem Zentrum Neuenburg gilt als Hort liberaler Familien und Notabeln. Dazwischen liegen die Täler Val de Ruz und Val de Travers, die ihren eigenen Charakter haben.

Einig sind sich die Regionen in ihrer Angst, zu kurz zu kommen. «Es gibt einen regionalen Reflex, der das Neuenburger Klima vergiftet», sagt Denis de la Reussille, Bürgermeister der kommunistisch regierten Arbeiterstadt Le Locle. «Das lähmt den politischen Betrieb.»

Dass Reformbedarf besteht, ist eigentlich unbestritten. Bis in die sechziger Jahre war Neuenburg der drittreichste Kanton der Schweiz – und stattete sich entsprechend luxuriös aus. Dann kam die Krise, aber die Strukturen blieben. Noch heute gibt es sechs Spitäler und zwei Strassenverkehrsämter (früher drei), für nur 173 000 Einwohner.

Doch sobald irgendwo angesetzt wird, gibt es Probleme. Das Spitalwesen zu reformieren, hat sich bisher als undurchführbar erwiesen, weil *le Haut* und *le Bas* um die Frage streiten, ob Neuenburg oder La Chaux-de-Fonds ein Akutspital haben dürfe (oder beide). Drei Staatsräte hat das Dossier bereits verschlissen, zuletzt Gisèle Ory (SP), die sich nicht mehr zur Wahl stellen mochte. Ein *casse-gueule*-Dossier nennt man das in der Romandie, eines, mit dem man nur auf die Schnauze fallen kann.

Genau das widerfuhr der Regierung im letzten Herbst auch mit ihrem Versuch, die beiden Kantonsteile durch den Bau einer 900 Millionen Franken teuren Schnellbahn («Transrun») zwischen Neuenburg und La Chaux-de-Fonds zu versöhnen. *Le Haut*, der am meisten profitiert hätte, stimmte ja. Die Mehrheit im *le Bas* sagte jedoch nein. *Le Haut* tobte und drohte gar mit einem Anschluss an den Kanton Jura,

was jedoch niemand richtig ernst nimmt. Regierungsrat Nicati (FDP), der das Geschäft nach Ansicht seiner Parteikollegen schlecht verkauft hatte, verkrachte sich und beendete seine politische Karriere. «Das war eine symbolische Niederlage für die gesamte politische Klasse», sagt Politologe Sciarini. Selbst das Schicksal von Regierungspräsident Philippe Gnaegi (FDP) war damit besiegelt, obwohl er seine Sache auch nach Ansicht von politischen Gegnern nicht schlecht gemacht hatte.

«Es ist sehr ungerecht, was Gnaegi bei den Wahlen widerfahren ist», sagt selbst SVP-Politiker Yvan Perrin, «er ist für alles bestraft worden, was schiefgelaufen ist.» Perrin sitzt in der Stube seines Hauses in La Côte-aux-Fées, einem Dorf im Val de Travers. In dieser einsamen Gegend nahe der französischen Grenze kümmern sich Bauern und Uhrmacher seit Jahrhunderten um ihre eigenen Angelegenheiten, zum Beispiel, indem sie sich Absinth brennen. Egal, ob das gerade legal oder illegal ist. Ein idealer Ort für Perrin, der als Eigenbrötler gilt.

Über den mentalen Zustand seines Kantons sagt der 46-Jährige: «Wir haben die Attitüde eines reichen Mannes, der noch nicht gemerkt hat, dass er arm ist.» Die Regierung habe es bisher nicht geschafft, den Leuten zu vermitteln, dass regionale Besitzstandswahrung und gegenseitiges Misstrauen in die Sackgasse führen. «Was bringt es uns, wenn wir zwei Akutspitäler haben? Auf die Qualität der Behandlung kommt es doch an.»

Dass Perrin bei den Wahlen vom allgemeinen Unmut über die Herren im *Château* profitierte, ist kein Zufall. Er steht in Neuenburg wie kein Zweiter für «Opposition» und «Veränderung», seit er 2001 aus dem Nichts eine Sektion der SVP aufbaute – und das in einem Kanton, der damals noch stolz darauf war, der europhilste der europhilen zu sein. «Man hat uns anfänglich ausgelacht», sagt Perrin, «heute sind die Leute insgeheim froh, dass die Deutschschweizer 1992 den EWR abgelehnt haben.» Jetzt hat die SVP 20 von 115 Sitzen im Kantonsparlament geholt und könnte am Sonntag in die Regierung einziehen.

Angst vor einem neuen Ausfall

In der Presse sind allerdings bereits Zweifel laut geworden, ob Perrin der richtige Mann sei, um im *Château* für ruhigere Zeiten zu sorgen. 2010 setzte ihn ein Burnout ausser Gefecht, und die letzten Weihnachtstage verbrachte er im Spital. Er selbst erklärt, er habe «Angst vor einem Rückfall» gehabt. Die Boulevardzeitung *Le Matin* dagegen behauptete, der SVP-Mann habe sich wegen eines depressiven Anfalls stark betrunken, worauf eine öffentliche Diskussion über Perrins Gesundheitszustand entbrannte. Bei den Wahlen hat ihm das eher genützt. Sicher ist: Einen erneuten Ausfall kann sich die neue Regierung nicht leisten, wenn sie nicht enden will wie die heutige. ○

Zelig im Bundeshaus

Unter dem Jubel der Medien fährt die BDP mit Bundesrätin Widmer-Schlumpf auf Kollisionskurs mit der offiziellen Finanzplatz-Strategie der Schweiz. Der neue Parteichef Martin Landolt wirbelt heftig mit. Bürgerliche Kritiker finden das Spektakel «unerträglich». Von Roger Köppel und Dominic Büttner (Bild)

Vor exakt dreissig Jahren brachte der US-Regisseur Woody Allen seinen pseudodokumentarischen Spielfilm «Zelig» heraus. Die Handlung dreht sich um den fiktiven Charakter Leonard Zelig, dessen Leben im New York der zwanziger bis vierziger Jahre anhand von erfundenen Wochenschauberichten rekonstruiert wird.

Zelig hat als unsicherer Mensch die Fähigkeit entwickelt, sich seiner jeweiligen Umgebung bis zur Ununterscheidbarkeit anzupassen. Redet er mit einem Bärtigen, wächst ihm ein Bart. Steht er neben einem Indianer, wird er zum Indianer. In der Gegenwart von Gangstern wandelt er sich zum Gangster. Als «menschliches Chamäleon» erlangt er Welt Ruhm und die Aufmerksamkeit einer Psychiaterin, die sich in Zelig verliebt und ihn am Schluss, nachdem er in Deutschland vorübergehend den Nazis beigetreten war, nach New York zurückbringt. Zelig, mittlerweile wieder Demokrat, wird als Nationalheld gefeiert.

Sensible Witterung

In der Politik gibt es viele Zeligs. Ein gewisser Opportunismus ist Teil des Geschäfts. Kürzlich besuchte der 45-jährige Nationalrat und Präsident der Bürgerlich-Demokratischen Partei (BDP), Martin Landolt, im Zürcher Kino «Le Paris» die Premiere des neuen Films von Viktor Giacobbo. Der schweizweit bekannte Humor-Unternehmer präsentierte seinen Streifen «Der grosse Kanton» über das angespannte Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland.

Im Trubel der Premierengäste merkte Landolt, dass er als fast Einziger Anzug und Krawatte trug. Blitzschnell erfasste er die Lage. Mit wenigen Handgriffen löste er den Knopf und liess die Krawatte diskret in einer Tasche verschwinden, um sich seiner leger gekleideten Umgebung anzugleichen. Die kleine Szene offenbarte: Landolt ist ein Mann schneller Entscheidungen und sensibler Witterung. Sein Einfühlungsvermögen geht nahtlos in die Kunst der Anpassung über.

Der Giacobbo-Abend brachte für den Parteichef willkommene Zerstreung. Die letzten Wochen waren hektisch. Der von seinem Naturell her eher zurückhaltende, ruhige Politiker mit berglerhaften Zügen hatte sich durch eine ungewohnte Häufung von markigen Statements in die Zeitungsschlagzeilen katapultiert. Schlagartig stemmte sich der Unscheinbare an die Speerspitze jener hoch, die den



«Menschliches Chamäleon»: BDP-Chef Landolt an seinem Arbeitsort in Zürich.

radikalen Umbau des Schweizer Finanzsektors fordern.

Bis vor kurzem waren Landolt und seine BDP noch kompromisslos für das Modell der Abgeltungssteuer, jetzt kämpft der Parteichef ebenso dezidiert für den automatischen Informationsaustausch (AIA) im In- und Ausland. Kritiker befürchten die Aushöhlung von Bankkundengeheimnis und finanzieller Privatsphäre. Sie finden es auch fahrlässig, wenn sich eine Bundesratspartei in einen aussenpolitischen Streit mit derart weitreichenden Szenarien einmischte, die von der Gegenseite nur als Aufruf zu weiteren Forderungen verstanden werden können.

Alles auf dem Kopf

Noch weiter ging Landolt mit einer zweiten Idee, die mit der ersten eng verwandt ist. Er will das erprobte System der Selbstdenkulation für Schweizer Steuerzahler über den Haufen werfen. Banken sollen künftig die Steuerämter direkt beliefern, die Steuerzahler müssen ihre Deklarationen nicht mehr selber ausfüllen. Der neue Ansatz droht deutsche Verhältnisse einzuführen, obschon das Schweizer System bisher klar bessere Resultate brachte punkto Steuerehrlichkeit.

Landolt relativiert zwar, er wolle keinesfalls den «gläsernen Bürger» und sein Modell sehe nur einen «eng begrenzten» Datenaustausch vor. Auf mehrfaches Nachhaken hin räumt er allerdings ein, dass auch er keine Garantie dafür abgeben könne, dass der Staat seine neuen Vorrechte nicht irgendwann erweitere und sogar missbrauche. Warum will er es trotzdem durchdrücken? Weil die Alternative, nichts zu tun, «klar schlechter» sei.

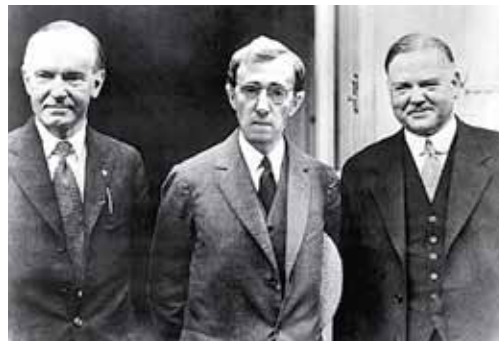
Die dritte Kampfzone ist sein Arbeitsplatz. Der multipräsente Landolt drohte sich zuletzt in seinen zahlreichen Rollen zu verheddern. Wo immer er einen Saal betrat, kam sofort Verwirrung auf, welcher Landolt sich denn nun gleich ans Publikum wenden würde: der smarte Vorsitzende der einflussreichen Bundesratspartei BDP? Der Lobbyist im Dienst der Grossbank UBS? Oder aber der inoffizielle Sprecher von Finanzministerin Widmer-Schlumpf, die vorkaut, was der Präsident erzählt?

Vorletzte Woche zog der Vielfältige die Notbremse. Per Herbst will er die UBS verlassen. Es gab Gerüchte, er habe unfreiwillig gehen müssen. Falsch ist, dass die UBS von Landolt enttäuscht sei, weil er in Bern zu wenig heraus handelt habe, wie Zeitungen behaupteten. Landolts Mandat war vielmehr, die Bank mit Informationen aus dem Bundeshaus zu versorgen, Lobbying nach innen, nicht nach aussen. Konflikte aber wurden unausweichlich, als aus dem Hinterbänkler ein forsch auftretender Parteipräsident und Finanzplatz-Kritiker wurde. Banken wollen Diskretion und keine Mitarbeiter, deren öffentliche Auftritte auf die Firma zurückschlagen können.

Wir treffen Landolt bei guter Stimmung in seinem Zürcher Büro an der Bahnhofstrasse. Der BDP-Präsident ist ein sympathischer, angenehmer Gesprächspartner, freundlich, verbindlich und zuvorkommend, nachdenklich wirkend, leicht nervös, Raucher, ein «gmögiger Kerl», aber frei von markigen Sprüchen und pointierten Meinungen.

Man kann verstehen, dass die Glarner SVP einst grosse Hoffnung in den Aufstreber setzte. Landolt wurde gefördert und in wichtige Positionen geschoben: Landrat, Fraktionspräsident, Grossratspräsident, Regierungsratskandidat. SVP-Ständerat This Jenny half Landolt in seiner Firma sogar mit einem Job aus, als dieser wegen «massiven Kompetenzüberschreitungen» in der Glarner Kantonalbank fristlos entlassen worden war.

Alles deutete auf eine steile SVP-Karriere hin, dann kam der jähe Abgang. Landolt begann sich im Gefolge der Blocher-Abwahl vor fünf Jahren an «stalinistischen Zügen» innerhalb der Volkspartei zu stören. Er habe Ver-



Perfekt angepasst: Woody Allen als Zelig (M.).

ständnis gehabt für Schmerz und Wut, aber die Rache an Blocher-Nachfolgerin Widmer-Schlumpf und den Rauswurf der Bündner Sektion gingen ihm zu weit. Der Bruchpunkt wurde erreicht, als an einer Delegiertenversammlung in Glarus ein paar Jung-SVpler unter dem Applaus der Altvorderen «Säuberungen» in den eigenen Reihen forderten. Landolt gab den Austritt.

Als er der SVP den Rücken kehrte

Bis heute ist in der SVP viel Groll gegen den Abtrünnigen spürbar. Man nimmt ihm übel, wie er seinen einstigen Förderern in einem heiklen Moment, wie sie es sehen, so glatt und undankbar in den Rücken fiel. Es stehen Aussagen gegen Aussagen. Die SVP sagt, Landolt habe sich nie bemüht, das Thema der Parteispaltung offen zu diskutieren. Landolt beteuert, die Partei habe es nie debattieren wollen.

Wo Landolt wahrscheinlich recht hat: Als er der SVP den Rücken kehrte, sahen seine Aussichten in der Politik nicht rosig aus. Er habe sogar gedacht, sich aus der Politik zurückzuziehen, sagt er. Die «wie von Geisterhand» entstandene BDP war noch in weiter Ferne. Auch konnte er nicht wissen, dass bald darauf der

langjährige Glarner SP-Nationalrat Werner Marti seinen Rücktritt geben würde. Dass Landolt dann allerdings den freiwerdenden SP-Sitz eroberte, hatte er sicher auch einem Dissidentenbonus zu verdanken. Wer damals, am Siedepunkt der Polarisierung, sich aus der SVP heraus gegen Blocher wandte, erhielt beliebige Sendezeit oder konnte – wie Eveline Widmer-Schlumpf – sogar «Schweizerin des Jahres» werden.

Es spricht für Landolt, dass er sich allen Vorwürfen geduldig stellt. Im Gespräch verliert er nie die Fassung, die Stimme hebt sich kaum. Der BDP-Chef ist ausgeglichen und kontrolliert, allerdings kein Reisser oder überragender Stratege. Das aber trifft, mit Verlaub, auch auf andere Schweizer Politiker zu. Im Gespräch bestätigt sich das Bild, das ehemalige Arbeitskollegen vom langjährigen Bankangestellten zeichnen: eine konstruktive Person, die kaum durch einen übertriebenen Willen zum Positionsbezug auffällt.

Der Boulevard jubelt

Um so erstaunlicher sind jetzt die hyperaktiven Auftritte des BDP-Chefs, der den Finanzplatz unter ein Dauerfeuer immer neuer Ideen und Vorschläge nimmt. Das Durcheinander hat kakophonische Ausmasse angenommen. Niemand blickt mehr richtig durch, doch für Landolt scheint sich die Sache auszuzahlen. Die Boulevardzeitung *Blick* feiert den Glarner derzeit als grossen Visionär einer zukunftsfähigen Finanzbranche im Duett mit seiner Bundesrätin. Die Schlagzeilen jubeln: «Die BDP baut das Bankgeheimnis um – und die Alt-Parteien schauen nur zu.»

Die Wandlungsfähigkeit der Partei ist in der Tat bemerkenswert: Nach dem Scheitern des Abgeltungsabkommens mit Deutschland gab Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf die Devise durch, die Schweiz habe ihr Möglichstes getan, es werde nicht mehr weiterverhandelt. Nur wenige Monate später bricht sie ihr eigenes Wort und trommelt für den automatischen Informationsaustausch im In- und Ausland. Mit ihrer Spitzkehr gehen die 5-Prozent-Partei und ihre Bundesrätin auf direkten Konfrontationskurs zur offiziellen bundesrätlichen Finanzplatzstrategie.

Die ist nach wie vor gültig und auf der Homepage des Bundes unmissverständlich nachzulesen: «Die Schweiz wird den seit 2009 eingeschlagenen Weg [...] konsequent weitergehen. Den Abkommen mit Grossbritannien und Österreich sollen ähnliche Vereinbarungen mit weiteren Ländern in- und ausserhalb der EU folgen.» Gegenüber dem Ausland hält man an der Abgeltungssteuer fest. Im Inland bleiben Bankkundengeheimnis sowie die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und -betrug gewahrt.

Massiver medialer Flankenschutz begleitet die Schleuderfahrt der Kleinpartei und ihrer

Bundesrätin. Was erstaunt. Widmer-Schlumpf und Landolt missachten nicht nur krass das Kollegialitätsprinzip des Bundesrates. Sie torpedieren gleich auch noch die Verhandlungsposition der Schweiz. Was bringen Verhandlungen eigentlich noch, wenn man die Forderungen der Gegenseite – AIA – bereits im Voraus selber übernimmt? Grösser war die Verwirrung selten.

Im Chaos fielen die mässigen Worte von FDP-Aussenminister Didier Burkhalter wohlthuend auf. Der geschmeidige Neuenburger sagte beim Besuch seines deutschen Amtskollegen Guido Westerwelle kürzlich in Bern, der automatische Informationsaustausch erinnere ihn an «Kafka». Es war bis jetzt die einzige vernehmbare Gegenreaktion der Regierung, die dem anhaltenden Ausscheren Widmer-Schlumpfs und ihrer BDP mit erstaunlichem Langmut zusieht.

Landolt lässt die Kritik der Unkollegialität natürlich nicht gelten. Selbstredend würde in einer gutgeführten Firma anders kommuniziert. Die Schweiz sei aber kein Konzern, und wer grossräumige interne Absprachen zu Grundsatzfragen verlange, lege an die Demokratie weltfremde Massstäbe an. Die Zukunft des Finanzplatzes liege ihm am Herzen, versichert Landolt, und deshalb erachte er es als seine Aufgabe, mit konstruktiven Vorschlägen eine Lösung herbeizuführen. Das stärke und schwäche nicht die Position der Schweiz.

Auch die Bundesrätin werde missverstanden, fügt er an. Sie sei eine durch und durch bürgerliche Politikerin, der es vor allem um die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz und nicht um die eigene Karriere gehe. Die «Chrapferin» sei allerdings auch bereit, im Sinne der Sache von der reinen Lehre abzuweichen. Den Vergleich mit Deutschlands Bundeskanzlerin Angela Merkel, die ebenfalls Slalom fährt, hält Landolt für vertretbar.

Den rasanten Kurswechsel der BDP vom Abgeltungsmodell zum Informationsaustausch erklärt der Parteichef mit einem Wort des Ökonomen John Maynard Keynes: «Wenn sich die Fakten ändern, müssen sich die Meinungen ändern.» Luxemburg, Österreich und nun auch Liechtenstein signalisieren Bereitschaft, ihr Bankkundengeheimnis aufzuknacken. Die Schweiz müsse jetzt die Chance packen und einen neuen, möglichst weltweiten Industriestandard «mitgestalten». Landolt vergisst, dass Österreich wie Luxemburg das Bankgeheimnis nur nach aussen lockern wollen, aber nicht auch im Inland wie er.

Kritiker bezeichnen die Hoffnungen des BDP-Chefs als sträflich naiv. Wer die Tür zum automatischen Datenaustausch aufstosse, werde den gläsernen Bürger ernten, sagt der Bankier Thomas Matter (SVP). Vor allem ergebe das Schweizer Voranpreschen null Sinn. Ein globaler Informationsaustausch sei noch Lichtjahre entfernt. Landolt und Widmer-Schlumpf

behaupten das Gegenteil, und die beiden BDPler haben inzwischen einen Grad an medialer Präsenz erreicht, dass man ihre Ideen leicht mit Beschreibungen der Wirklichkeit verwechseln könnte. Tatsache ist nach wie vor, dass weder die USA, noch China oder Russland Spurenelemente einer Bereitschaft, sich an einem automatischen Informationsaustausch zu beteiligen, bisher haben erkennen lassen.

Landolt kontert: «Ich weigere mich, zu glauben, dass die einzige Kompetenz der Schweizer Finanzindustrie darauf beruhen soll, ausländisches Schwarzgeld zu verwalten.» Der BDP-Chef spricht von einer Zeitenwende. Die Ära des Schwarzgelds sei endgültig vorbei. Was unsere Grosseletern noch als eine Art Freiheitsrecht empfunden hätten, sei in einer Welt der Demokratien und der Transparenz nicht mehr haltbar: «Schwere Steuerhinterziehung mit grossen Summen gehört bestraft. Das Bankgeheimnis darf dafür nicht missbraucht werden. Wir müssen hier vorangehen.»

Die BDP bringt einen unerwünschten «Zelig-Faktor» der Unsicherheit in die Politik.

Erstaunt verfolgt die kluge FDP-Fraktionschefin Gabi Huber aus dem Urnerland das bunte Treiben in Bern. Es grenze an «Hirnwäsche», was die Zeitungen über die BDP-Ideen berichten: «Seit Monaten wird den Bürgern auf allen Kanälen eingetrichtert, das Bankgeheimnis sei futsch, der Informationsaustausch unumgänglich, die Abgeltungssteuer gestorben, unser Land in einer ausweglosen Lage. Das ist alles ausgemachter Unsinn.» Huber erinnert daran, dass der «informelle Club G-20» bis jetzt lediglich die 34 OECD-Staaten beauftragt habe, über einen Entwurf zur Einführung des Informationsaustausches nachzudenken. Der weltweite Informationsaustausch sei vorderhand eine Fiktion aus den Amtsstuben der internationalen Bürokratie. Es gebe keinen Grund, von der offiziellen Finanzplatzstrategie des Bundes abzuweichen. Was die BDP und Widmer-Schlumpf derzeit inszenieren, habe sie «noch nie erlebt», sagt die Juristin: «Es ist unerträglich.»

Landolt weist auch diesen Punkt mit unerschütterlicher Gelassenheit zurück. Seine Strategie des Nachgebens begründet er mit einer moralischen Selbstanklage: «Wer ausserordentliche Freiheiten genießt, muss mit diesen Freiheiten sorgfältig umgehen. Sonst weckt er Kräfte, die ihm seine Freiheiten wegnehmen wollen.» Seiner Meinung nach hat die Schweiz in der Vergangenheit gesündigt. Als Beispiele nennt er die frivole UBS-Strategie in den USA, dann die Nonchalance, mit der die Schweiz den Missbrauch des Bankkundengeheimnisses toleriert habe. Innenpolitisch habe die «Abzocker»-Mentalität in den Chef-

etagen einen Vergeltungsschlag in Gestalt der Minder-Initiative provoziert. Wer frei bleiben will, darf seine Freiheiten nicht ausreizen.

Huber hat nichts gegen gute Ideen und eine ernsthafte Diskussion politischer Varianten. Die Schweiz aber habe als Nicht-EU-Land «null Anlass, in voreuseilendem Gehorsam und ohne konkrete Gegenleistungen vorzupreschen.» Wenn «der Gesamtbundesrat seine Strategie vom letzten Dezember ändern» wolle, müsste er das «vorgängig mit dem Parlament und den Parteien gründlich vorbereiten und absprechen».

«Wir haben allmählich ein institutionelles Problem», sagt Huber. «Das kommt eben davon, wenn man die Konkordanz bricht und eine 5-Prozent-Partei in die Regierung hebt, die vor allem mit der Sicherung ihres eigenen Überlebens beschäftigt ist.»

Politik der quecksilbrigen Mitte

In der Politik gibt es viele Zelig. Opportunismus ist Teil des Geschäfts, und auch Staatsmänner wie Churchill haben mehrfach die Seiten gewechselt. Die BDP allerdings kämpft tatsächlich mit einem verschärften Glaubwürdigkeitsproblem. Als Bundesratspartei ohne die geforderte parlamentarische Zahlenstärke ist sie auf notorisch schwankendem Gelände unterwegs. Ihre Bundesrätin muss sich in Ermangelung einer konkordanzfähigen Hausmacht nach allen Seiten beugen und verrenken.

Verlässliche Standpunkte wären Selbstmord für die BDP. Sie hat sich zwingend alle Optionen offenzuhalten. Der Zwang zur populistischen Dauerprofilierung ergibt sich aus der Notwendigkeit, das künstliche Übergewicht in der Regierung zu rechtfertigen. Huber hat recht: Aufgrund ihrer Geburtsstruktur stehen der BDP ihre eigenen Interessen notgedrungen näher als die Interessen der Schweiz. Das sind keine böswilligen Unterstellungen, sondern nüchterne Beschreibungen des Ist-Zustands.

Die BDP ist ein interessantes politisches Projekt, aber sie bringt aufgrund ihrer ganz speziellen Eigenheiten einen unerwünschten «Zelig-Faktor» der Unsicherheit in die Schweizer Politik. Martin Landolt nennt sich einen «weltanschaulich unvollendeten» Politiker, «der seine Offenheit noch möglichst lang bewahren will». Präziser lässt sich das Credo der quecksilbrigen Mitte nicht bezeichnen. Man muss die BDP deswegen nicht ablehnen, aber der Wähler sollte wissen, unter welchen Sachzwängen die BDP ihre Strategien formuliert.

Das Gegacker um den Finanzplatz macht deutlich, dass die kleinste Bundesratspartei von Stabilität ungefähr so weit entfernt ist wie die Schweiz vom automatischen Informationsaustausch. Wird Landolt Ordnung in den Hühnerhaufen bringen? Noch verkörpert der hoch flexible Frontmann zu sehr die Partei, als dass er sie gestalten könnte. ○

«Gute Noten» für Muslime

Der Bundesrat legt einen hundertseitigen Muslim-Bericht vor. Problematisch findet er nicht den Islam, sondern die Islamkritiker. Erst sie würden Muslime in den Extremismus treiben. *Von Peter Keller*

Mit 57 Prozent stimmten die Schweizerinnen und Schweizer 2009 für ein Minarett-Verbot. Das Ergebnis überraschte alle. Selbst die Initianten. Entsprechend aufgeregt war die politische Nachbereitung. In mehreren Vorstössen verlangte das Parlament einen «umfassenden Bericht zu den Muslimen in der Schweiz». Knapp vier Jahre später legt das Eidgenössische Justizdepartement seine Arbeit vor: 102 Seiten stark, mit Anhang, Fussnoten und einem wissenschaftlichen Literaturverzeichnis.

In einer Medienmitteilung fasst der Bundesrat das Ergebnis des Berichts zusammen: Die grosse Mehrheit der Musliminnen und Muslime seien Teil der schweizerischen Gesellschaft, und ihre religiöse Zugehörigkeit führe selten zu Konflikten. Im Gleichklang echot die schweizerische Medienlandschaft: «Muslim-Bericht gibt Entwarnung», meldet der Staatsender SRF. Die *Aargauer Zeitung* schreibt: «Probleme werden überschätzt». *Bund* und *Tages-Anzeiger* ergänzen: «Bundesrat zu Muslimen in der Schweiz: Alles kein Problem».

Die Eintracht wird getoppt durch ein Communiqué des Islamischen Zentralrates (IZRS). Diese Vertretung Schweizer Muslime mit dem medienauffälligen Nicolas Blancho an der Spitze «nimmt mit Genugtuung zur Kenntnis», dass der Bundesrat den muslimischen Migranten «gute Noten» ausstelle. Gleichzeitig fordert der IZRS «eine umfangreiche Strategie gegen die zunehmende Islamophobie».

«Verfehlt Integrationspolitik»

Tatsächlich darf sich der fundamentalistische Islamische Zentralrat mit dem Segen des Bundesrates in seiner Opferhaltung bestätigt sehen: So geht der Bericht von einer «Fremdislamisierung» aus. Muslimische Migranten würden auf «vermeintlich <typische> (und oft negativ besetzte) Merkmale des Islam reduziert». In bestem Soziologendeutsch heisst es weiter: «Damit konstruiert das Reden über die Muslime diese auch immer mit.» Mit anderen Worten: Wer problematische Aspekte des Islam thematisiert – wie das ungeklärte Verhältnis zur Gewalt, die Herabsetzung der Frau, die schwierige Trennung von Religion und Staat –, dränge die Muslime in einen «steten Rechtfertigungsprozess», was letztlich ihre Rolle in der Gesellschaft «mitprägt». Damit liegt in der Logik des Bundesrates die Verantwortung für islamistische Tendenzen nicht beim Islam selbst, sondern bei der Schweizer «Mehrheitsgesellschaft» und ihren «negativen Stereotypen».

Diese Umkehrung von Ursache und Wirkung zieht sich durch den ganzen Bericht. Nicht der Islam an sich sei problematisch, sondern dessen öffentliche Wahrnehmung. Selbst die Anschläge des 11. Septembers 2001 oder jene in Madrid 2004 und London 2005 werden vom Bundesrat als Folgen einer «verfehlten Integrationspolitik» dargestellt: «Viele Experten sehen in den in der Vergangenheit begangenen Fehlern bei der Integration muslimischer Migrantinnen und Migranten [...] einen Faktor dafür, dass einige dieser Personen empfänglich für extremistische Ideologien sind.» Dagegen spricht die Tatsache, dass die Attentäter mehrheitlich aus der Mittelschicht stammen und wie zuletzt in Boston bestens integriert waren: Beide Brüder studierten an einer amerikanischen Universität beziehungsweise einem College.

Fast schon kurios wird es, wenn der Islamische Zentralrat mit dem gleichen Soziologenslang argumentiert. So fordert der IZRS vom Bundesrat «umfangreiche Projekte», die inhaltlich auf die «Dekonstruktion negativer Stereotype» abzielen. Zur Erinnerung: Im Bericht wird die These vertreten, das Reden über die Muslime würde ihr Selbstbild und letztlich ihr Tun «konstruieren».

In ihrem relativierenden Übereifer gehen die Autoren des Muslim-Berichts noch weiter und versuchen, unangenehme Begleiterscheinungen wie etwa die Geschlechtertrennung

oder das Verschleierungsgebot in die salafistische Ecke, eine extreme Ausprägung des Islams, abzuschieben. Der IZRS interveniert völlig zu Recht, wenn er sagt, dass sowohl die Trennung von Mann und Frau wie das Kopftuch «unstrittige islamische Normen» seien.

Hoher Anteil muslimischer Straftäter

Der Bericht kritisiert vor allem die Islamkritik. Ehrenmorde und Steinigungen werden als «vielschichtige Phänomene» dargestellt, die vieldiskutierte «Kopftuch-Frage» oder der Wunsch nach geschlechtergetrenntem Schwimmunterricht seien «milieubedingt». Als ob die patriarchalischen Strukturen nichts mit dem Islam zu tun hätten.

Auch beim überdurchschnittlich hohen Anteil muslimischer Straftäter spricht der Bericht von einem «unterstellten gewaltsamen Potenzial des Islam». Dabei ist der Koran eine Lizenz zur Gewalt gegen alle, die sich nicht zu Allah und seinem Propheten Mohammed bekennen. Und da genaue Zahlen nicht genannt werden: In der Strafanstalt Pöschwies sind 30 Prozent der Insassen Muslime, im Genfer Gefängnis Champ-Dollon sind es sogar 57 Prozent.

Es ist schon so, wie der Bericht schreibt: Die grosse Mehrheit der Muslime lebt friedlich in der Schweiz. Aber vor allem jene, die sich von ihrem Glauben und seinen Wertvorstellungen gelöst haben. ○



«Unstrittige islamische Normen»: Muslima in der Schweiz.



«Mein Herz»: Schlagersängerin und Casting-Gewinnerin Beatrice Egli an einem Konzert im heimischen Pfäffikon SZ.

Ein bisschen Frieden

Die 24-jährige Beatrice Egli aus Pfäffikon SZ gab den Deutschen die Freude am Schlager zurück. Das oft mit Herablassung geächtete Genre ist der perfekte Durchhalte-Soundtrack für die Wirtschaftskrise.

Von Thomas Wördehoff

Goldig und herzig. Vermutlich sind es diese beiden Attribute, die auf dieses Lächeln, auf die ganze Frau am besten zutreffen. Beatrice Egli ist übergücklich, zuerst umarmt sie ihre Rivalin Lisa Wohlgenuth, dann eilt sie zu ihrer Familie, zu Vater, Mutter und den Brüdern. Was für eine Freude. Beatrice Egli hatte gerade mit dem Lied «Mein Herz» die Castingshow «Deutschland sucht den Superstar 2013» gewonnen. Das war in der Tat eine Sensation, weil sich in der Vergangenheit alle Teilnehmer dieses Wettbewerbs stets erfolgreich darum bemüht hatten, die Fussstapfen von Mariah Carey, Justin Timberlake oder Rihanna auszufüllen. Gefühlsvolle Balladen im Schmach-Groove mit ein paar gekonnt gesetzten Soul-Koloraturen waren angesagt, zielgruppengenau auf vordere Charts-Plätze hin produziert – da konnte eigentlich nichts schiefgehen.

Und jetzt das. Ein 24-jähriges Fräulein aus Pfäffikon SZ singt sich in die Herzen der Deutschen und gibt ihnen das zurück, was eigentlich nie weg war. Der Schlager war immer prä-

Musikstrategie Bohlen hat rechtzeitig das Therapiebedürfnis seiner Landsleute erkannt.

sent im Pulsschlag der Deutschen, aber noch immer ist jeder Sieg, der mit deutschem Liedgut errungen wird, ein Sieg der Underdogs. Der mit Herablassung geächtete Schlager war und ist die deutsche Trostmusik, eine Art ewiger Durchhalte-Soundtrack, ein bisschen Frieden, davon geht die Welt nicht unter, Wunder gibt es immer wieder.

Beatrice Eglis Coup kommt zur rechten Zeit, und erdacht wurde er vom Grossmeister aller

Musikstrategen, Dieter Bohlen, der «Mein Herz» vertonte und produzierte. Kaum einer kann die Gefühlslagen der deutschen Seele so einfühlsam dirigieren wie der einstige Modern-Talking-Maestro aus Tötensen bei Hamburg. Und die Deutschen müssen gerade mal wieder dringend auf die Couch: Halb Europa flucht derzeit über seinen ökonomischen Musterknaben, fühlt sich von apodiktischen Belehrungen und Mahnungen aus Berlin regelrecht gemobbt. Prompt setzte es Merkel mit Hitlerbärtchen in Griechenland, Spanien, Italien, und dann noch all die Wadenbisse von französischen Sozialisten, polnischen Bauern und britischen Konservativen – alle schimpfen auf die Deutschen, sie zahlen und erwarten auch noch geduldig die nächste Steuererhöhung. Spätestens jetzt war die Zeit für «Mein Herz» gekommen. Dieter Bohlen, nicht erst seit Henryk Broders Erkenntnis «einer der

meistunterschätzten Denker der Gegenwart», hatte rechtzeitig das Therapiebedürfnis seiner Landsleute erkannt und erfolgreich heilsame Gesänge von Yvonne Catterfield, Andrea Berg und Semino Rossi verordnet.

Und es scheint, dass das verpönte Genre mit Beatrice Eglis Sieg nun endlich auch salonfähig wird. Wenn selbst der *Stern* sich fragt: «Sind wir nicht alle ein bisschen Schlager?», ist das zwar nur halb so lustig wie «Wir sind Papst» – zumindest aber so gut wie eine Aufforderung an die besseren Kreise zum Mitschunkeln.

Damit sich die erstrebte Breitenwirkung des Sieges der Schweizerin auch einstellt, streute ein findiges Marketing noch ein paar schlüpfrige Begleitinformationen in die heile Welt und konnte genüsslich von stimulierenden Handgreiflichkeiten an wohlgesinnten Mitkandidaten im Flugzeug berichten. Wie sich die Kreise schliessen: Damit landete der Schlager wieder in jenem schaurig-schönen Terrain, wo vor über hundert Jahren die Geburtsstunde der bittersüssen Gattung schlug – im frivolen Land der Operette.

Zuckrige Träume aus der Wohnküche

Schon 1881 schrieb die *Wiener National-Zeitung* erstmalig über «zündende Melodien – Schlager nennt sie der Wiener». Schlager von damals waren volksliedhafte Gassenhauer, aber auch Couplets und Chöre aus Operetten von Johann Strauss, der bei vielen als erster moderner Unterhaltungsmusiker gilt. Aber auch Ohrwürmer wie «Ich bin die Christel von der Post» aus Carl Zellers «Vogelhändler» oder Carl Millöckers anspielungsreiches «Ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküsst» («Der Bettelstudent») verbreiteten sich durch Notenausgaben in Windeseile und führten dazu, dass ganze Operetten um möglichst eingängige Nummern, eben Schlager, gebaut wurden. Der

zunehmende Erfolg führte allerdings unweigerlich zur Verflachung des Genres: Die gesellschaftliche, aber auch die erotische Brisanz, die anfangs durch die Meisterwerke von Strauss und Jacques Offenbach pulsierte, stellte sich nur noch selten ein. Aber: Der Schlager war geboren und wurde exportiert – samt Begriff.

Europäische Emigranten wie George Gershwin, Irving Berlin oder Max Steiner erfanden ihre neuen Schlager fortan in New York und schrieben dort sogenannte *hits* und *musical comedies*, immer noch stark beeinflusst von den Wiener und Berliner Operettenschlagern, aber eben auch von Ragtime, Jazz und Gospel. Der Verkauf von Songs wurde zum Riesengeschäft, das zurück nach Europa strahlte. Die urbane Schnelligkeit und der erotische Witz aus der Neuen Welt stiessen nach dem verlorenen Krieg im Berlin der Weimarer Republik auf fruchtbaren Boden.

Die Hauptstadt platzte vor kreativem Chaos, Komponisten und Dichter wie Kurt Weill, Friedrich Hollaender, Richard Fall und Bertolt Brecht schrieben schlagfertige Songs zwischen Nonsense, Dada und unverhohlenem Spott über Spiessertum und politische Engstirnigkeit, frech-virtuose Ensembles wie die Comedian Harmonists erlangten Weltruhm. Der Schlager – längst ein marktgängiger Gattungsbegriff – stand in einer vielversprechenden Blüte.

Mit dem Schwarzen Freitag 1929 kehrte der Schlager wieder an seine Ursprünge zurück. Mit «Liebling, mein Herz lässt dich grüssen» strebte der deutsche Tonfilm 1930 wieder zu den gefühligen Zauberformeln der Operette zurück, und dieser Geist sollte neben vaterländischen und volkstümlichen Klängen das musikalische Bild der Jahre bis 1945 prägen. Immer wieder blitzten zwar kleine Meisterwerke von Komponisten wie Franz Grothe («In der Nacht ist der Mensch nicht gern allei-

ne») und Peter Igelhoff («Wir machen Musik») oder später auch Hildegard Knef auf, aber zunehmend war es der betuliche Kleinbürger-sinn, der bis in die achtziger Jahre die Schlagerwelt mit zuckrigen Träumen aus deutschen Wohnküchen bestäubte. Doch irgendwann liess es sich nicht mehr leugnen: Der deutsche Schlager war nur noch matte Erinnerung für ältere Semester, das trachtenselige Publikum erfreute sich vornehmlich im volkstümlichen Ambiente an treuherzigem Liedgut von nah und fern.

Einer der wenigen Drahtzieher im Popgeschäft, die stets an die Durchschlagskraft des Herz-und-Schmerz-Schlagers glaubten,

Es ist diesem Johann Strauss des Schlagers gelungen, die Grenze zur Popmusik einzuebnen.

war das Allround-Talent Dieter Bohlen. Niemals war er sich zu schade, neben seinen international erfolgreichen Pop- und Disco-Aktivitäten mit Modern Talking, Blue System und Dionne Warwick hartnäckig weiter für Granden wie Peter Alexander, Ricky King oder Bernd Clüver zu produzieren. Und langsam, aber sicher, zuletzt mit Alben für Schlager-Queen Andrea Berg, gelang es ihm, den ranzigen Firnis mit zeitgemässen Produktionstechniken wegzuzäten.

Nun gut, die Machart seiner Ware bleibt der schlichten melodischen und auch lyrischen Tradition treu («Ich geh heut' Nacht aus / endlich wieder tanzen gehn. / Das Herz-an-Herz-Gefühl / und wieder diesen Rhythmus spürn»), aber es ist diesem Johann Strauss des deutschen Schlagers gelungen, endlich die Grenze zur Popmusik einzuebnen.

Goldig und herzlich mag das sein. Für die Popmusik spricht das allerdings nicht. ○

«Ich habe mein Idealgewicht gefunden.»

Liposinol-Biomed™ und Carbosinol-Biomed™ unterstützen bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter www.naturlichabnehmen.ch

BioMed® Biomed AG, 8600 Dübendorf
© 2013 Biomed AG. All rights reserved.



Lassen Sie sich in Ihrer Apotheke oder Drogerie kompetent beraten.



NEU: EXKLUSIVE SERGIO CELLANO SONDERMODELLE

MIT KUNDENVORTEILEN VON BIS ZU Fr. 10 800.-*



NEW SPLASH 1.2 GL SERGIO CELLANO

**BEREITS FÜR
IHR VORTEIL**

**Fr. 15 990.-
Fr. 5 620.-***

* New Splash 1.2 GL Sergio Cellano, Fr. 15990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 3620.-, Preissenkung Fr. 2000.-, total Kundenvorteil von Fr. 5620.-), Treibstoff-Normverbrauch: 5.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO₂-Emission: 118g/km.

NEW KIZASHI 2.4 4x4 AUTOMAT SERGIO CELLANO

**BEREITS FÜR
IHR VORTEIL**

**Fr. 37 990.-
Fr. 7 570.-***

* New Kizashi 2.4 4x4 Automat Sergio Cellano, Fr. 37990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 5570.-, Preissenkung Fr. 2000.-, total Kundenvorteil von Fr. 7570.-), Treibstoff-Normverbrauch: 8.3l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: G, CO₂-Emission: 191g/km.

NEW ALTO 1.0 GL SERGIO CELLANO

**BEREITS FÜR
IHR VORTEIL**

**Fr. 12 990.-
Fr. 5 620.-***

* New Alto 1.0 GL Sergio Cellano, Fr. 12990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 3620.-, Preissenkung Fr. 2000.-, total Kundenvorteil von Fr. 5620.-), Treibstoff-Normverbrauch: 4.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emission: 94g/km.

NEW SWIFT 1.2 GL SERGIO CELLANO

**BEREITS FÜR
IHR VORTEIL**

* New Swift 1.2 GL Sergio Cellano, Fr. 17990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 5310.-, Preissenkung Fr. 2000.-, total Kundenvorteil

** New Alto 1.0 GA, Fr. 9990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.3l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emission: 99g/km; Durchschnitt aller Neuwagenmarken und -modelle in der Schweiz: 153g/km.



Sportlich-elegante Sergio Cellano Sitze



Sportliches Lederlenkrad



Sportlicher Lederschaltknauf

Zusätzlich zur umfangreichen modellspezifischen Mehrausstattung erhalten Sie kostenlos das folgende Sergio Cellano Paket.



Sergio Cellano Deko



Sergio Cellano Schlüsselanhängers



Sergio Cellano Bodenteppiche

GIO CELLANO

MODELLREIHE
BEREITS AB Fr. 9 990.-**

 **SCHWEIZER PREMIERE**



NO
Fr. 17 990.-
Fr. 7 310.-*
von Fr. 7 310.-), Treibstoff-Normverbrauch: 4.9l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO₂-Emission: 113 g/km.

NEW SX4*
1.6 GL TOP 4x4 SERGIO CELLANO
BEREITS FÜR IHR VORTEIL Fr. 22 990.-
Fr. 10 800.-*
* New SX4 1.6 GL Top 4x4 Sergio Cellano, Fr. 22 990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 4 800.-, Preissenkung Fr. 6 000.-, total Kundenvorteil von Fr. 10 800.-), Treibstoff-Normverbrauch: 6.5l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: E, CO₂-Emission: 149 g/km.

NEW GRAND VITARA
2.4 GL TOP 4x4 SERGIO CELLANO
BEREITS FÜR IHR VORTEIL Fr. 32 990.-
Fr. 8 420.-*
* New Grand Vitara 2.4 GL Top 4x4 Sergio Cellano, Fr. 32 990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 8 420.-, total Kundenvorteil von Fr. 8 420.-), Treibstoff-Normverbrauch: 8.8l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: G, CO₂-Emission: 204 g/km.

NEW JIMNY
1.3 GL TOP 4x4 SERGIO CELLANO
BEREITS FÜR IHR VORTEIL Fr. 21 990.-
Fr. 5 070.-*
* New Jimny 1.3 GL Top 4x4 Sergio Cellano, Fr. 21 990.- (Zubehör im Gesamtwert von Fr. 3 070.-, Preissenkung Fr. 2 000.-, total Kundenvorteil von Fr. 5 070.-), Treibstoff-Normverbrauch: 7.1l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO₂-Emission: 162 g/km.

Sergio Cellano setzt Trends - und das exklusiv für die Schweiz
Stilsicheres Handwerk und hochwertige Materialien zeichnen die limitierte, exklusive Suzuki Collection by Sergio Cellano aus. Die Sergio Cellano Sondermodelle bestechen unter anderem mit handvernähtem Leder, sportlich-eleganten Sergio Cellano Sitzen und vielen attraktiven Design-Details, die das Herz jedes stilbewussten Fahrers höher schlagen lassen.

Alle Modellreihen bieten attraktive Kundenvorteile
Sportlich-elegante Sergio Cellano Sitze sowie lederbezogene Lenkräder und Lederschaltknäuf prägen das Sergio Cellano Design im New Alto,

New Splash und New Swift. Zudem sind sämtliche Modellreihen der kompakten Nr. 1 mit dem Sergio Cellano Paket ausgerüstet. Jedes Suzuki Sondermodell bietet nebst der modellspezifischen Ausrüstung, wie z.B. sportlich-elegante Sergio Cellano Sitze, Navigationssystem, attraktiver Heckspoiler, Sportkit, elektrisches Panorama-Glashebeschiedach oder Winterräder etc., zusätzlich noch das Sergio Cellano Paket bestehend aus hochwertigen Bodenteppichen, attraktivem Dekor sowie einem exklusiven Leder-Schlüsselanhängen.

Entscheiden auch Sie sich für die kompakte Nr. 1 - und damit auch für exklusives Design und attraktive Kundenvorteile.



Die kompakte Nr. 1



Way of Life!

SUZUKI NEW HIT-LEASING Ihr Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein auf Ihre Wünsche und Bedürfnisse abgestimmtes Suzuki Hit-Leasing Angebot. **Preissenkung per 1.1.2013, sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung, inkl. MwSt.** Limitierte Serie. Nur solange Vorrat.

www.suzuki.ch

Skurriler Höhenflug

Die Börsen auf der Welt sind ausser Rand und Band, und die Kurse kennen nur eine Richtung: nach oben. Gleichzeitig gibt es rekordhohe Arbeitslosigkeit und Verschuldung. Eine gefährliche Melange, insbesondere für die Rentner von heute. Von René Lüchinger



Euphorie an der Wall Street: Der Dow Jones stieg am 7. Mai erstmals in seiner Geschichte über 15 000 Punkte.

Es sind Schlagzeilen wie Wurfgeschosse: «SMI knackt 8000-Punkte-Marke», heisst es auf *Tages-Anzeiger* online, «Nikkei schafft längste Gewinnserie seit 1959». «DAX gelingt Rekordstafette», notiert *Manager-Magazin* online, «Dow Jones knackt erstmals die historische 15 000-Punkte-Marke», konstatiert die *Aargauer Zeitung* auf ihrem Online-Portal. Wo auch immer sich das vor dem Computer sitzende Individuum informiert, überall ist die Message die gleiche: Die Börsen auf der Welt sind ausser Rand und Band, und im Höhenrausch kennen die Kurse scheinbar nur eine Richtung: steil nach oben. Bereits gibt es Aktienhändler, die frohlocken, der Mount Everest liege in Reichweite. Will heissen: 8848 Punkte für den Schweizer Aktienindex (SMI) sind kein Hirngespinnst mehr; so hoch – 8848 Meter – ist nämlich der höchste Berg der Welt. Die Fieberkurve am Ring nähert sich, wie es scheint, wieder je-

nem Stand während der Börsenjahre des ungezügeltten Booms vor der grossen Finanzkrise, als der SMI am 1. Juni 2007 bis auf den historischen Höchststand von 9531 Punkten kletterte.

Und heute? Wie ist ein derart nach oben galoppierender Bullenmarkt – so nennt das der Börsenprofi – zu erklären? Vor allem vor dem Hintergrund, dass in Europa Verschuldung und Arbeitslosenzahlen hoch sind, die Konjunktur aber schwach ist? Ist der, Privatanleger oder Profi, der jetzt nicht in Aktien investiert, ein Blinder unter Sehenden? Oder lauert hinter der nächsten Kurve bereits der Crash? Antworten bekommen wir erstens von einem, der sich seit sechs Jahrzehnten an der Börse bewegt, und zweitens von einem, der über Jahre als Chefökonom einer Grossbank gewirkt hat.

Der erste Gang führt zu Alfred Herbert, stramm in den Siebzigern stehend und seit dem 5. 3. 1953 an der Börse; damals, am Todes-

tag Stalins, hat er seine erste Börsentransaktion getätigt und seinen Einsatz vervierfacht, wie er sagt. Seine Markenzeichen: keine gewöhnlichen Halsbinder, sondern Schnürsenkelkrawatten, eine blumig-schnoddrige Sprache, eine klare Meinung und eine einzigartige Berufsbezeichnung: Cash-Guru – nicht weil der Mann über alle Massen eitel wäre, aber so steht das nun einmal in seinem Vertrag mit dem Medienhaus Ringier, und so ist er auch bekannt in der Szene der Börsianer.

Ein paar Tage schönes Wetter

Alfred Herbert ist kein Mann der rhetorischen Pausen. Er poltert los, ohne Punkt und Komma und so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Zum einen, sagt er, liessen die Notenbanken die Geldpresse 25 Stunden am Tag laufen, und diese Geldschwemme habe dazu geführt, dass alte Emittenten haufenweise ihre hochver-

zinslichen Obligationen zurückbezahlt haben – schliesslich gebe es jetzt Neugeld mit praktisch null Zins. Zum anderen gelangten zahlreiche Obligationen mit fünf oder sechs Prozent Zins an das Ende ihrer Laufzeit, und wenn dieses Geld neu angelegt werden müsse, liege etwa bei schweizerischen Bundesanleihen nicht einmal mehr ein Prozent Zins drin.

Man stelle sich das einmal vor! Die Investoren können einfach keine Rendite mehr bekommen für ihr Geld. Dieses Problem haben private Anleger ebenso wie die Institutionellen, die grossen Hedge-Funds oder Anlegefonds, alle ersaufen im Cash und finden praktisch keine Anlagen, die diesen Namen verdienen. «Einen solchen Anlagenotstand habe ich in meinen sechs Jahrzehnten an der Börse noch nie gesehen», sagt Herbert, «und es gibt praktisch keine Alternativen.» Deshalb fliesst alles in die Aktien, wo immerhin noch ein paar Prozent Rendite winken, und das treibt die Kurse ohne Ende in die Höhe. Dass dieses Phänomen zeitgleich abläuft mit einer Wirtschaft, die im Euro-Raum am Rande einer Rezession steht, mit rekordhoher Arbeitslosigkeit und Verschuldung, ist für den Altbörsianer «ein Paradoxon, wie es grösser nicht sein kann». Eine Verzerrung ist dies, die nicht marktgerecht ist.

Also nichts wie rein in die Aktien, auch als Privatanleger? Da lässt sich der Profi nicht auf die Äste hinaus. Das, sagt er, müsse jeder selber wissen. Aber er weiss natürlich auch: Nichts ist schwerer zu ertragen als ein paar Tage schönes Wetter an der Börse, an denen der Hobby-Börsianer selber abseitssteht. Also wenn schon Aktien, dann solche Titel, die eine hohe Ertragskraft und kontinuierlich steigende Dividenden ausweisen. So profitiert der Investor von den Ausschüttungen wie auch von steigenden Kursen, und so agieren denn auch die Profis der institutionellen Anleger, was wiederum den Schweizer Aktienindex weiter nach oben treibt. Das sind die Schwergewichte im SMI, die sogenannten Blue Chips wie die Nestlés oder Novartis oder auch eine Zürich-Versicherung, die mit fünf oder sechs Prozent rentiert, «der helle Wahnsinn», frohlockt da der Börsianer Herbert.

Doch dann wird der Mann grundsätzlich. Und ernsthaft. «Obligationen», meint er, «werden auf Jahre hinaus keine Rendite mehr abwerfen. Das ist ein Drama.» Der Grund: Rund die Hälfte der angesparten Versicherten-gelder legen Pensionskassen in Obligationen an. Lange Zeit ist dies eine sichere Sache gewesen. Die festverzinslichen Wertpapiere warfen einen fixen Zinssatz ab und wurden am Ende der Laufzeit in der Regel zurückbezahlt. Bei Zinsen nahe Null brechen diese Zinserträge jedoch weg. Und damit kippt das System der gängigen Pensionskassen-Finanzierung. Neben den Beiträgen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern fungierten die Zinsen stets als dritter Beitragszahler, Zins und Zinseszins liessen den Kapitalstock der Pensionskassen in

der Vergangenheit immer weiter anschwellen. Innert eines Vierteljahrhunderts sind die Zinsen nun aber von fünf auf heute gegen null Prozent gesunken. «Es gibt keine gesicherte Altersvorsorge mehr», folgert Alfred Herbert daraus, «und das ist den Leuten noch gar nicht bewusst.»

Demgegenüber sind andere Gefahren geradezu vernachlässigbar. Die Inflationsgefahr, von der man seit Jahrhunderten weiss, dass sie immer hinter der nächsten Ecke lauert. Solange alles mit Geld bis unters Dach vollgepumpt ist, wird sie erstickt, ertränkt gewissermassen in der Geldschwemme. Wenn das dann einmal dreht, dann ist nach alter Investorenregel wieder Substanzschutz, etwa Anlagen in Gold, gefragt. Goldhändler sagen aber schon heute: «Schirme musst du kaufen, wenn die Sonne scheint, und verkaufen, wenn es regnet.» Und auch Alfred Herbert sagt: «Jetzt ist Sonnenschein, jetzt musst du sammeln.»

Vom Sammler geht es zum Chefökonom. Diesen Titel trug er schon ein Dutzend Jahre bei der UBS, inzwischen führt er ein eigenes Beraterbüro zum Thema an der Zürichbergstrasse und ist mittlerweile zum Chefökonom der Schweizer Medienwelt avanciert. Vom Fernsehen über den *Beobachter*, das *Migros-Magazin* bis zur *NZZ* oder zu *Cash* online – Klaus Wellershoff ist, wenn es um Fragen der

«Obligationen werden auf Jahre hinaus keine Rendite mehr abwerfen. Das ist ein Drama.»

Konjunktur und Wirtschaftsentwicklung geht, auf allen Kanälen und in allen Medien präsent. Der Mann, konstatierte einst die *Bilanz*, ist «zur Marke» geworden.

Auch er sieht, wie die expansive Geldpolitik der Notenbanken zum Anlagenotstand bei Investoren führt, insbesondere bei Pensionskassen und Lebensversicherern, die eine Zielrendite erreichen müssen. «Da», meint Klaus Wellershoff, «steht die Aktie sofort im Mittelpunkt.» Dabei zeigt jedoch die Erfahrung, dass starke Währungen die Hausse an der Börse eher etwas abschwächen, und das ist der Grund, weshalb der SMI mit weniger Tempo als der amerikanische Dow Jones oder der deutsche DAX nach oben schießt. Der starke Franken hinterlässt auch hier seine Spuren.

Der aktuelle Höhenrausch an den Börsen scheint dennoch durch nichts zu bremsen zu sein. Da können die Wachstumsraten der Weltwirtschaft seit einigen Quartalen noch so rückläufig sein oder kann der wichtigste Einzelindikator der US-Konjunktur, der sogenannte Einkaufsmanagerindex der Industrie, seit Monaten noch so schrumpfen, all diese Negativnachrichten beeindrucken die Aktienmärkte in keinsten Weise. «Wir leben in einer Phase erhöhten Risikos», bilanziert der Ökonom, «die

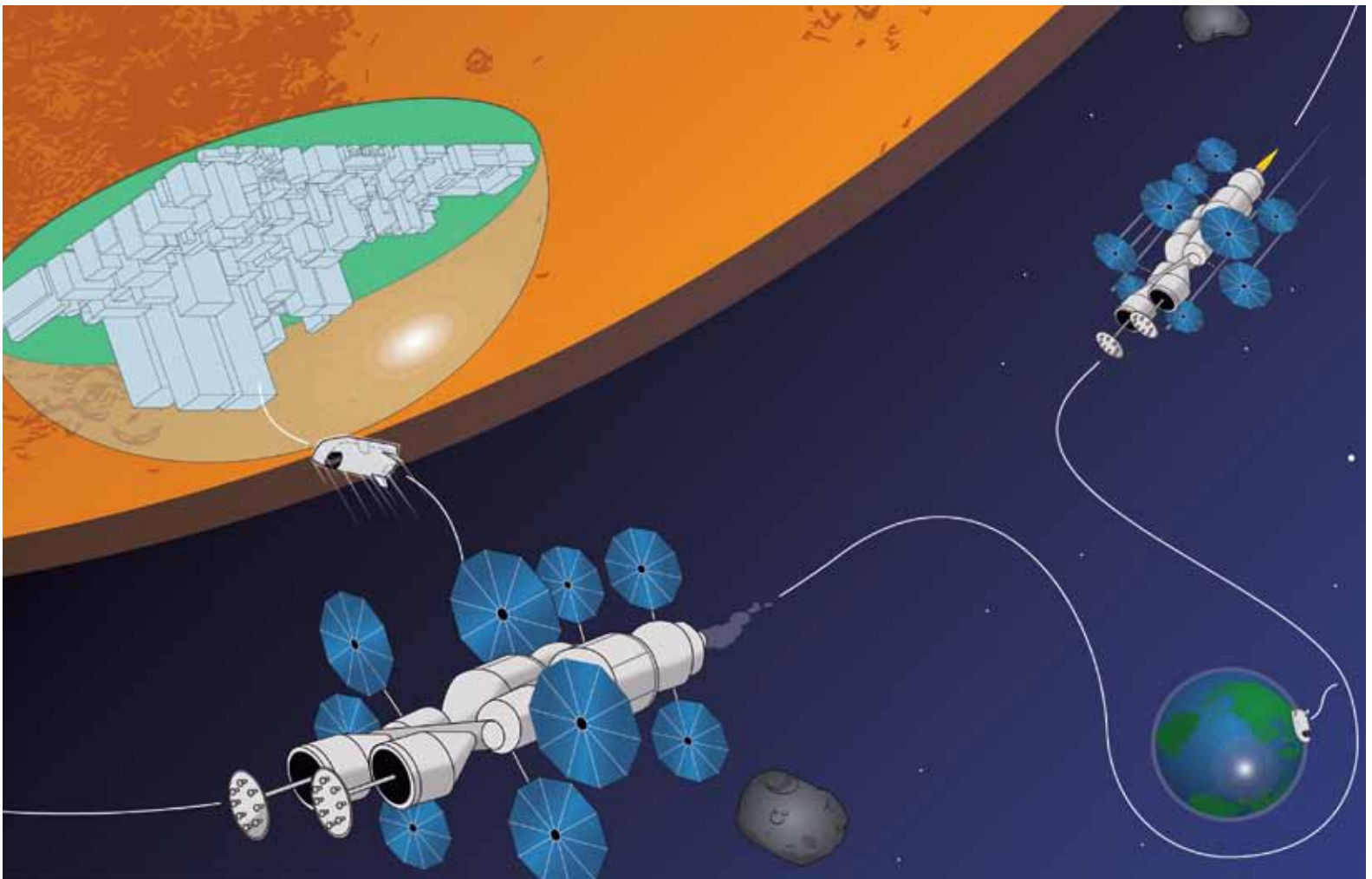
Industrienationen wachsen heute langsamer als in der Rezession zu Beginn des neuen Jahrtausends.» Da braucht es nicht viel, und die Konjunktur kippt in eine Weltrezession, an den Börsen wäre eine scharfe Kurskorrektur die Folge. In dieser Grosswetterlage empfiehlt der Profi dem Hobby-Börsianer, trotz Kursfeuerwerk jedenfalls nicht grossflächig in Aktien zu investieren. «Wir haben schon zu oft gesehen, wie in kürzester Zeit aus einem Anlagenotstand ein Notstand der Anlagen geworden ist», warnt Klaus Wellershoff. Und auch die Alternativen zu den Aktien sind eher dünn gesät. Zentralbanker und Politiker haben ihre Antwort durch ihre Null-Zins-Politik schliesslich bereits gegeben. Die Menschen sollen ihr Geld für Konsum ausgeben und so die Wirtschaft stützen.

Unternehmergeist wird beflügelt

Weg von den Obligationen, jenen festverzinslichen, scheinbar sicheren Wertpapieren, sagt wie der Börsianer auch der Ökonom Wellershoff, und er braucht zur Begründung drastische Worte. Die politisch erzwungene Tiefzins-Politik und die regulatorische Vorgabe an Lebensversicherer und Pensionskassen, grossflächig in Obligationen zu investieren, wendet sich nun gegen die heutigen Ruheständler. Das ist «eine Art gesetzlich legitimer Diebstahl an der Altersvorsorge der Bevölkerung», sagt Klaus Wellershoff.

Die staatliche Wirtschaftspolitik zielt derzeit darauf, Schulden zu vernichten, was auf der anderen Seite darauf hinausläuft, dass Vermögen zerstört wird. Diese Gleichzeitigkeit von zu vielen Schulden und zu viel Vermögen auf der Welt droht zu einem giftigen Cocktail zu werden. «In den nächsten Jahren», sagt Klaus Wellershoff, «werden wir einen gewaltigen Vermögensverlust bei unseren Pensionären erleben.» Jenen Menschen also, die schon rein körperlich nicht mehr in der Lage sind, durch die Zinspolitik ausgelöste Vermögensminderungen über Arbeit und Einkommen zu kompensieren. Dies wird sich für die Politik zur wohl bedeutendsten sozialpolitischen Frage auswachsen.

Was andere betrifft, ist Klaus Wellershoff weniger pessimistisch. Unternehmer etwa. Rezessive Zeiten, zeigt die Erfahrung, sind immer auch Phasen, in denen wirtschaftliche Strukturen bereinigt oder neu ausgerichtet werden, und dies beflügelt den Unternehmergeist. Weniger pessimistisch ist der Ökonom auch in Bezug auf die nachrückende, heute in der Ausbildung stehende Generation. Diese wird, soweit heute ersichtlich, von bis dahin bereinigten Strukturen in der Wirtschaft profitieren, was irgendwann in den nächsten Aufschwung einmünden wird. Den grössten Vermögensverlust aber, da sind sich der Ökonom Wellershoff und der Börsianer Herbert einig, erleiden die Pensionäre von heute, die ein Leben lang brav ihre Beiträge eingezahlt haben. ○



Raumschiffe im Gegenverkehr: Eroberung des Roten Planeten mit Cycler und Mars-Taxi.

Highway zum Mars

Die Menschheit muss den Sprung in den Kosmos wagen, wenn sie überleben will. Apollo-11-Astronaut Edwin «Buzz» Aldrin liefert ein flammendes Plädoyer für eine Renaissance der bemannten Raumfahrt. Er will einen «Busbetrieb» auf den Mars etablieren. *Von Urs Gehriger und Jörg Dommel (Illustration)*

«Eigentlich war es ein kleiner Schritt», konstatierte Edwin Aldrin, vor knapp 44 Jahren, dort oben auf dem Mond. Aldrin war der zweite Mann auf dem Erdtrabanten. Während sich Neil Armstrong mit dem berühmtesten Satz des 20. Jahrhunderts («Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein riesiger Sprung für die Menschheit») verewigt hat, trachtet Aldrin seither nach dem nächsten, «wirklich grossen Sprung»: auf den Mars.

«Die Menschheit ist dazu bestimmt, das Universum zu erkunden, zu kolonisieren und ihre Zivilisation immer weiter auszudehnen», schreibt Aldrin, 83, in seinem letzte Woche erschienenen Buch «Mission to Mars», einem flammenden Plädoyer für die Eroberung unseres Nachbarplaneten. Ein solcher Schritt sei in «greifbarer Nähe». Es sei nicht mehr viel Forschung dafür erforderlich. «Wir können die 200 Millionen Meilen zum Mars vor dem Jahr 2035 zurücklegen.»

Nach der Mondlandung 1969 habe er gedacht, dass nun die ultimative Reise in den Kosmos für die Menschheit beginne, bemerkt Aldrin. Doch «bislang haben wir nur erreicht, dass Menschen sich für längere Zeit in niedrigen Umlaufbahnen aufhalten können». Mutige Entscheide, finanzielle Entschlossenheit seien überfällig. Aldrin schwebt ein internationales Expeditionsteam vor, unter Führerschaft der USA, der erfahrensten Weltraumnation. Der Präsident, der diesen wegweisenden Entscheid fälle, werde sich so prominent in die Geschichte einreihen, dass er «den Ruhm eines Kolumbus oder Dschingis Khan übersteigen wird».

Sechs Monate im Weltraum-Hotel

Seit Jahrtausenden beäugt die Menschheit unseren roten Nachbarn, der so erhaben und bedrohlich am Firmament steht, dass ihn die Römer nach ihrem Kriegsgott benannten. Aldrin weiss, wie man ihn erobern kann. Für die

Mars-Mission sieht er Raumschiffe vor, die nonstop Erde und Mars umkreisen. Bereits 2019, genau fünfzig Jahre nach der Mondlandung, möchte er einen «Cycler» auf die Reise schicken. Er soll eine Art Weltraum-Hotel sein, denn die Fahrt «Erde-Mars einfach» dauert sechs Monate.

Neben Entertainment für die interplanetarischen Pendler soll das Raumschiff Material für die Erschliessung der Mars-Kolonie transportieren. Dabei käme der Cycler weitgehend ohne eigene Energie aus. Einmal auf der richtigen Bahn, soll das Raumschiff sich durch den Schwung fortbewegen, den es durch die Anziehungskraft der Sonne, der Planeten und ihrer Monde erhält. «Man braucht vielleicht ein wenig Treibstoff für gelegentliche Antriebsschübe», so Aldrin. «Aber danach ist es beinahe ein Gratisflug.»

Die heikelsten Passagen der Mission sind Start und Landung. Am Anfang der Reise sol-

len kleine «Taxi-Raumschiffe» die etwa fünfzig Passagiere und ihr Gepäck von der Erde zum Raumschiff bringen. Beim Erreichen des Zielplaneten müssten die Passagiere wiederum in ein Weltraum-Taxi umsteigen, das sie auf die Oberfläche des Mars befördert. «Das ist wie ein Bus, der nicht anhält», erklärt Aldrin. «Wenn er kommt, müssen sie mitrennen und aufspringen.» Allerdings ist das Tempo des Cycler ungleich höher als das eines fahrenden Autobusses. Bei der Erde beträgt die Raumschiffgeschwindigkeit sechs, beim Mars sogar mehr als zehn Kilometer pro Sekunde.

Der Dandy mit dem Dokortitel

Da der Cycler nach Erreichen der Mars-Umlaufbahn nicht einfach rechtsumkehrt machen kann, sondern um den Roten Planeten kreisen muss (analog dazu bewegt er sich bei der Rückkehr zur Erde hinter unserem Planeten durch), dauert eine ganze Rundreise $2\frac{1}{2}$ Jahre. Bei dieser Kadenz würde die Kolonisierung eine halbe Ewigkeit dauern. Deshalb will Aldrin zwei Raumschiffe im Gegenverkehr zirkulieren lassen.

Aldrin legt sich mit missionarischem Eifer für sein gigantisches Ziel ins Zeug. Die Obsession wirkt wie eine Katharsis von seinem Stigma der ewigen Nummer zwei. Dass er neunzehn Minuten nach Armstrong den Mond betrat, hat Aldrin nie verwunden. Lapidar sagte er einmal: «Neil sollte der erste Mann sein, der auf dem Mond herumläuft, ich bin der erste Mann, der auf dem Mond in seine Hose pinkelte.»

Dabei hatte der Dandy mit dem Dokortitel beim Raketenstart den niedrigsten Puls aller Mondfahrer. Aldrin war der erste Top-Intellektuelle in der Raumkapsel und gilt als Prototyp eines Astronauten. Er schaffte die Aufnahme in die militärische Kaderschmiede West Point und war Drittbester seines Jahrgangs. Im Korea-Krieg flog er 66 Kampfeinsätze. Sein Fliegername war «Buzz» (Schwirren, Aufregung, Begeisterung, Rausch) – vier Buchstaben, die seinen illustren Charakter umreissen.

Nach der weltweit gefeierten Heldentat der Apollo-11-Crew standen Aldrin alle Türen offen. Doch zurück auf der Erde, versank er für Jahre in Depression und Alkohol. Zwei Ehen scheiterten. Er haderte mit der Welt, die er vom Mond aus als so «wunderschön und verletzlich» empfunden hatte.

Dank intensiver Therapie fasste er wieder Tritt und ein neues Ziel. Seit drei Jahrzehnten ist Aldrin «the face of space» – das Gesicht der Weltraumfahrt. Unermüdlich propagiert er die bemannte Raumfahrt und die Kolonisierung des Mars, schreibt Science-Fiction-Romane, Kinderbücher, Weltraum-Computerspiele. Zum Vierzig-Jahre-Jubiläum der Mondlandung hat er mit dem Rapper Snoop Dogg «Rocket Experience» eingespielt. Die Walt-Disney-Figur Buzz Lightyear ist nach ihm benannt.

Aldrin vergleicht die Expedition zum Mars mit einer Leiter. Die erste Sprosse ist der Erdmond, wo Tests mit dem Cycler durchgeführt werden. Danach sollen erdnahe Asteroiden angepeilt und vom Kurs auf unseren Planeten abgelenkt werden. Ist man schliesslich zum Sprung Richtung Mars bereit, wird der Rote Planet nicht direkt angepeilt, sondern dessen Monde Phobos und Deimos. Von ihnen aus soll über ferngesteuerte Roboter der Mars erkundet und für die Besiedlung vorbereitet werden. In drei Missionen sollen sich Pioniere auf Deimos versammeln, die schliesslich 2033 oder 2035 gemeinsam den Mars betreten.

Seit Jahrzehnten reden US-Präsidenten vom Fernziel Mars. Aber die nötige Finanzierung hat keine Regierung dafür bereitgestellt. Seit 2008 herrscht Stillstand. Der Kongress kappte der Nasa kurzerhand weitere Mittel. Denn nach Schätzungen der Raumfahrtbehörde würden sich die Kosten einer Erkundungsmision auf 500 Milliarden Dollar über dreissig Jahre belaufen. Zu viel für ein fast bankrottetes Land.

Aldrin hält dagegen: «Regelmässige Flüge zwischen den Planeten sowie eine mehrfach nutzbare Transportmöglichkeit könnten einen völlig neuen ökonomischen und philosophischen Ansatz für die Weltraumerforschung darstellen.» Der Mars-Botschafter ist überzeugt, dass die Amerikaner auf die Dynamik des privaten Sektors zählen könnten, um eine «Autobahn ins Weltall» zu entwickeln.

Aldrin drängt. Es gehe besonders um die Jugend, die wieder für «Träume im All» gewonnen werden müsse. Doch wozu? Und warum auf dem Mars?

Der Platz auf der Erde wird knapp

Die Raumfahrt habe Technologien hervorgebracht, die unsere Existenz grundlegend verändert hätten, begründet Aldrin: globale Kommunikation in Echtzeit, Wetter- und Katastrophenvorhersagen, medizinische Systeme, die unser Leben verlängern. «Dieser unerhörte Gewinn an Ingenieurskunst, Technik und Wissenschaft hat die wirtschaftlichen Grundlagen geschaffen, die uns heute tragen.»

Ausserdem werde auf der Erde der Platz knapp, exzessiver Lebensstil zerstöre unsere Lebensgrundlage. Aldrin sieht die Erdbevölkerung am Scheideweg. «Wollen wir das Überleben unserer Art sichern, müssen wir einen überfälligen Schritt wagen, so wie es unsere Vorfahren vor langer Zeit taten. Wir müssen neue Welten erkunden und besiedeln.»

Wer sein Fanal zur Mars-Eroberung liest, ist geneigt, die gigantischen Probleme auszublenken, die damit verbunden sind. Eine Mars-Reise würde die Raumfahrer länger der Schwerelosigkeit aussetzen als je zuvor. Der bisher längste Aufenthalt eines Menschen im All dauerte vierzehn Monate. Potenziell tödliche kosmische Strahlen, die normalerweise von Magnetfeld und Atmosphäre der Erde

abgeblockt werden, würden die Raumfähre während des Fluges treffen und die Astronauten auch auf dem Mars bedrohen.

Technische Hindernisse mögen sich meistern lassen, der grösste Feind einer Planeteneroberung ist jedoch die menschliche Psyche. Aldrin geht davon aus, dass es für die Mars-Siedler nicht möglich sein wird, wieder auf die Erde zurückzukehren. «Wozu auch? Um ihre Memoiren zu schreiben?», fragt er lapidar. «Einfache Fahrkarten werden uns leichter, preiswerter und früher dorthin bringen.»

Freiwillige, die sich «mit unendlichem Ruhm» in die Annalen einbringen wollen, gebe es genügend, ist Aldrin überzeugt. «Ganz



Absturz nach dem Mond: Astronaut Aldrin.

so wie die Menschen, die einst auf den verschiedenen Kontinenten einen Neuanfang auf der Erde wagten», im Wissen, dass sie nie mehr nach Europa zurückkehren würden. Doch in Amerika, Afrika oder Australien gab es Sauerstoff, Erde, die man bewirtschaften konnte, Trinkwasser und Bewegungsfreiheit, eingeschränkt allenfalls durch einen Parka oder einen Tropenhelm, aber gewiss nicht durch einen gasdichten Schutzanzug.

Was es heisst, allein im All zu sein, weiss Aldrins Kollege Mike Collins. Während Aldrin und Armstrong auf dem Mond landeten, blieb er in der Kapsel zurück. Als Erster hat er von der «tiefen Einsamkeit» berichtet, die ihn auf der abgewandten Mondseite befiel. Psychisch viel belastender wäre das Leben der ersten Mars-Siedler: die Erde in Sicht, aber ohne Aussicht auf Rückkehr, verbannt auf dem garstigen Staubplaneten für immer.

Aldrin widmet dem Alleinsein im All nur ein paar Zeilen. Letztlich ist es für ihn ein Hindernis, das es mit Überzeugung, Motivation und Disziplin zu überwinden gilt. «Der schlimmste Feind, den du haben kannst, bist immer du selbst», sagte er neulich in einem Interview mit dem *Playboy*.

Buzz Aldrin: Mission to Mars, My Vision for Space Exploration. National Geographic. 272 S.

Der General und die Guerilla

In Guatemala wurde erstmals ein Ex-Diktator in seinem eigenen Land wegen Völkermordes verurteilt. Menschenrechtler applaudieren. Das Verdikt steht allerdings auf schwachem Fundament. Vieles weist darauf hin, dass hier ein Exempel am falschen Mann statuiert wurde. *Von Alex Baur*



«Frömmelndes Monster»: guatemaltekischer Diktator Ríos Montt, 1982.

Was das kleine Volk der Ixil-Mayas Anfang der 1980er Jahre erlitten hatte, erinnert an die finstere Zeit der Inquisition. Dreissig Zeugen zeigten in den letzten Wochen vor einem Gericht in Guatemala-Stadt ein Bild des Grauens auf: Massaker, Vergewaltigungen, Folter. Die Täter waren zumeist Soldaten, bisweilen Paramilitärs und vereinzelt auch Guerilleros. 1771 Indios, etwa zwei Prozent der Ixil-Bevölkerung im Departement Quiché, wurden ermordet.

Auf der Anklagebank sass neben dem früheren Geheimdienstchef José Rodríguez Sánchez der damalige Diktator Efraín Ríos Montt, der Guatemala während sechzehn Monaten mit eiserner Faust regiert hatte. Am letzten Freitag wurde der 86-jährige General wegen Völkermordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 80 Jahren Gefängnis verurteilt. Sein Geheimdienstchef wurde freigesprochen, weil er angeblich von nichts wusste.

Dass Ríos Montt über die Massaker informiert war, erschien nach den Worten von Richterin Jazmín Barrios «einfach logisch». Schliesslich sei er zur fraglichen Zeit der oberste Chef der Armee gewesen, also trage er «logischerweise» auch die Verantwortung für den Terror.

Menschenrechtler, allen voran die guatemaltekische Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú, feierten das Urteil mit Sprechchören und stimmten alte Kampflieder im Gerichtssaal an. Amnesty International lobte den Prozess als «exemplarisch und historisch». Niemand schien sich mit der Frage aufzuhalten, ob hier wirklich von einem Völkermord die Rede sein konnte oder doch eher von einem – ebenfalls grauenhaften, aber nach geltendem Recht verjährten – Massenmord. Und vor allem: Wurde in Guatemala wirklich der richtige Bösewicht verurteilt?

So «logisch», wie Gerichtspräsidentin Barrios mehrfach betonte, war der Schuldspruch

jedenfalls nicht. Dort, wo man eine Beweiskette erwartet hätte, klaffte ein grosses Loch. Es gab keinen Zeugen, kein Dokument und keinen Befehl, der nahelegen würde, dass Ríos Montt die Massaker konkret gebilligt oder gar angeordnet hätte. Doch in Anbetracht der zur fraglichen Zeit herrschenden chaotischen und bürgerkriegsähnlichen Zustände in Guatemala ist das keineswegs selbstverständlich.

Gemäss dem 1999 veröffentlichten und umfangreichen Bericht der «Aufklärungskommission» (CEH) verloren beim Guerillakrieg in Guatemala zwischen 1962 und 1985 gegen 200 000 Menschen ihr Leben. In den Jahren 1981 und 1982 war das Blutvergiessen besonders schlimm. Das Bedürfnis, endlich einen Schuldigen zu verurteilen, war überwältigend. Die Vorwürfe gegen Ríos Montt sind auch alles andere als neu. Sie stehen seit 1999 im Raum, als Rigoberta Menchú beim spani-

schen Staremittler Baltasar Garzón gegen den General ihre erste Strafanzeige einreichte.

Ríos Montt stand damals im Wahlkampf, Rigoberta Menchú hatte sich mit seinen politischen Gegnern zusammengetan. Allein schon das hätte misstrauisch stimmen müssen. Erst recht stutzig wird man, wenn man sich die Wählerbasis anschaut, die Ríos Montt bereits 1999 in sauberen Wahlen zum zweiten Sieg in Folge verholfen hatte: Es waren vor allem die Unterschicht, Indios und Mestizen. Viele von ihnen mögen ungebildet sein – doch sind sie so dumm, ihren eigenen Schlächter zu wählen?

Eine mögliche Erklärung liegt im Werdegang dieses Mannes, der uns auch einiges über die komplizierte und widersprüchliche Geschichte dieses Landes erzählt. Sie beginnt 1926 im besagten Departement Quiché, wo Efraín Ríos Montt in einfachen Verhältnissen aufwuchs. Wie vielerorts in Lateinamerika gab es für einen wie ihn damals nur zwei Wege, um den sozialen Aufstieg zu schaffen: die Kirche oder die Armee. Sein Bruder Mario – er sollte später als Leiter des Vikariats für Menschenrechte und Erzbischof zu einem seiner wichtigsten Gegenspieler werden – wurde Priester, während Efraín sich beim Heer vom Soldaten zum General hocharbeitete.

Die militärische Laufbahn von Ríos Montt erfuhr allerdings bereits 1954 mit dem Sturz der linksliberalen Regierung von Jacobo Arbenz einen jähen Knick. Während andere Anhänger des Reformers Arbenz – dessen Vater stammte übrigens aus dem zürcherischen Andelfingen – in den Untergrund abtauchten und später die Guerilla gründeten, studierte Ríos Montt in den USA und in Italien: Soziologie, Politologie und Ökonomie. Der Titel des Generals blieb ihm zwar erhalten, doch er arbeitete seither fast ausschliesslich als Dozent an Hochschulen und Militärakademien.

«Bohnen und Gewehre»

1974 gewann Ríos Montt als Kandidat einer Linkskoalition die Präsidentschaftswahlen in Guatemala, wurde aber durch einen Putsch am Amtsantritt gehindert. Nach einem Intermezzo als Botschafter in Spanien kehrte er an die Universität zurück und liess sich von der evangelikalen Kirche «Gospel Outreach» bekehren (die Bewegung, die ihre Ursprünge bei den Hippies hatte, ist landläufig auch unter dem Begriff «Jesus People» bekannt). Danach war es einige Zeit ruhig um Ríos Montt.

Anfang der 1980er Jahre hatten die Guerillas rund die Hälfte des Landes unter Kontrolle. Das benachbarte Nicaragua war bereits in die Hände der Kommunisten gefallen, El Salvador wankte, und auch in Guatemala schien es nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Die Reichen hatten ihr Vermögen längst ins Ausland geschafft, das Land drohte im Chaos zu versinken. Am 23. März 1982 unternahm eine Handvoll junger Militärs einen Staatsstreich. Gemäss der Darstellung von Ríos Montt hat-

ten die Putschisten – es handelte sich um ehemalige Schüler von ihm – ihn nicht in ihre umstürzlerischen Pläne eingeweiht. Einmal an der Macht, bekamen die jungen Wilden jedoch kalte Füsse und baten ihren ehemaligen Professor, die Führung zu übernehmen. Ríos Montt akzeptierte und regierte Guatemala, bis er am 8. August 1983 selber gestürzt wurde.

Unter Ríos Montt nahm der Kampf gegen die Guerillas eine radikale Wende. Nach dem Motto «frijoles y fusiles» (Bohnen und Gewehre) lancierte er soziale Programme und liess Waffen unter den Bauern verteilen. In den umkämpften Gebieten wurden «Wehrdörfer» errichtet, die den Indios Schutz bieten sollten, von seinen politischen Gegnern allerdings als «Konzentrationslager» gebrandmarkt wurden. Die bewaffneten «Selbstverteidigungsorganisationen» (PAC) der Indios begingen eine Reihe von schweren Menschenrechtsverletzungen. Doch sie bereiteten den Guerillas ein jähes Ende. Wie beliebt diese Aufständischen bei der Bevölkerung waren, zeigte sich, als die Guerilleros später ins politische System integriert wurden: Sie erreichten nie mehr als zwei bis drei Prozent der Wählerstimmen.

Ríos Montt schuf die gesetzliche Grundlage für freie Wahlen.

Dass der Blutzoll unter der Zivilbevölkerung während der ersten Monate unter Ríos Montt sehr hoch war, ist eine Tatsache, die in den Statistiken der «Aufklärungskommission» ihren Niederschlag fand. Tatsache ist allerdings auch: Die Massaker, die bereits 1981 (also vor seiner Machtübernahme) einen grausigen Höhepunkt erreicht hatten, verebten schlagartig gegen Ende des Jahres 1982 – also noch während der Amtszeit von Ríos Montt.

Tatsache ist sodann, dass Ríos Montt das Verbot der kommunistischen Partei aufhob und die gesetzliche Grundlage für freie Wahlen schuf. Damit bereitete er den Weg für den späteren Friedensprozess. Der Vollständigkeit halber sei auch erwähnt: Der Christdemokrat Vinicio Cereso, der 1986 nach Jahren der Diktatur zum Präsidenten gewählt wurde, war ein politischer Weggefährte von Ríos Montt.

Der blutige, aber erfolgreiche Kampf gegen die Guerilla, bei dem auch Ríos Montt einen seiner Söhne verlor (er wurde als Armeearzt bei einem Einsatz getötet), war sicher nicht der Grund für seinen Sturz. Der evangelikale Diktator hatte sich auch in den eigenen Reihen einige Feinde geschaffen. Die Oligarchie nahm ihm die Einführung der Mehrwertsteuer übel; mit seinem Programm gegen die Korruption brachte er die Beamten gegen sich auf; und nicht zuletzt verdarb er es mit den USA, denen er eine militärische Basis für den Kampf gegen die Sandinisten in Guatemala verweigerte.

Die im Friedensvertrag von Oslo 1996 beschlossene Aufarbeitung des Blutvergiessens in Guatemala war ein schwieriges Unterfangen. Nach drei Jahrzehnten des Terrors befand sich die Justiz in einem selbst für lateinische Verhältnisse erbärmlichen Zustand. Die Grenzen zwischen Guerillas, Drogenhändlern, kommunen Delinquenten und marodierenden Soldaten waren fließend. In vielen Gegenden war der Staat während Jahren kaum präsent. Neben ethnischen und sozialen Konflikten sorgte auch ein Graben zwischen den Konfessionen für Sprengstoff. Vor allem bei den Indios verzeichneten evangelische Kirchen während der Krise einen gewaltigen Zulauf, rund 45 Prozent der Guatemalteken bezeichnen sich heute als Protestanten. Vor diesem Panorama ist bei sämtlichen Berichten über die Verletzung von Menschenrechten Skepsis angebracht, selbst wenn sie von angesehenen Organisationen wie der Kirche oder der Uno stammen. Solche Berichte sind – völlig ungeachtet der Intention, mit der sie verfasst wurden – in Guatemala stets auch ein politisches Kampfmittel.

Er lebte in einem einfachen Häuschen

Im Vorfeld der Wahlen von 2003 gewährte mir Efraín Ríos Montt eines seiner seltenen Interviews. Sein Ruf war aufgrund der Kampagnen von Rigoberta Menchú schon damals arg lädiert. Guatemalteke wie internationale Medien übertrafen sich gegenseitig mit Attacken gegen das «frömmelnde Monster» (*Spiegel*). Zu meiner Überraschung lebte der mächtige Politiker in einem einfachen Häuschen, zwischen einem Krämerladen und einer Tortillabäckerei. Im Gespräch versicherte er, es sei 1982 sein wichtigstes Anliegen gewesen, das Blutvergiessen möglichst schnell zu beenden. Die Bewaffnung der Indios sei ein gewagtes Unterfangen gewesen, aber es habe funktioniert. Es sei nicht zuletzt auch darum gegangen, die Bauern auf diesem Weg vor marodierenden Soldaten zu schützen.

Ich traf damals auch den Mann, der Ríos Montt als «Nummer zwei» durch den Wahlkampf begleitete: Pedro Palma Lau, vormals bekannt als «Comandante Pancho». Palma Lau war ein legendärer Guerillaführer gewesen und hatte über ein Jahrzehnt lang im Busch gekämpft. Mit den politischen Kadern, die den bewaffneten Kampf aus dem Exil dirigierten und in deren Dunstkreis sich auch Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú jahrelang bewegte, hatte er nie viel am Hut. Als die Strategen nach dem Kriegsende heimkehrten, kam es schnell zum offenen Bruch – und Palma Lau verbündete sich bald mit seinem ehemaligen Feind, Efraín Ríos Montt.

Mein Bericht über den alten General und den Ex-Guerillero in Guatemala wurde übrigens nie veröffentlicht. Die damalige *Weltwoche*-Redaktion war der Meinung, die Geschichte sei zu bizarr, zu abgründig, als dass man sie der Leserschaft zumuten dürfe. ○

Israel sei Dank

Amerikas Verbündeter hilft dem Westen im Kampf gegen den Terror. Die Sicherheit Europas und der USA wird dadurch zwar erhöht. Statt dass Israel Anerkennung findet, hagelt es Kritik.

Von Pierre Heumann

Eigentlich erstaunlich, zumindest auf den ersten Blick: Während Israel kritisiert wird, weil es in Syrien Luftangriffe durchführt oder den Palästinensern nicht zu ihrem Recht verhilft, wird in einem arabischen Staat am Persischen Golf eine neue israelische Botschaft eröffnet – weil sich dort die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass zur Bewältigung der Bedrohungen im Nahen Osten eine Kooperation mit Israel nützlich sein kann. Eine Verhinderung des iranischen Nuklearprojekts oder der Kampf gegen den Terror sind nur zwei Beispiele für Bereiche, wo Israels Kompetenzen und Kapazitäten hilfreich sind. Oft holt Israel für Europa oder den Westen die Kastanien aus dem Feuer. Wo andere zaudern, handelt das Land und schreckt nicht davor zurück, erhebliche Risiken auf sich zu nehmen.

Aus westlicher Sicht mögen Israels Aktionen nicht immer politisch korrekt erscheinen. Während auf dem alten Kontinent intensiv darüber debattiert wird, was im Kampf gegen den Terror erlaubt sei und was nicht, bleibt Israel für diese Luxusdiskussionen oft keine Zeit. Teheran will zur Nuklearmacht werden, und der Terror von nebenan bedroht die Bevölkerung.

Die Logik der gezielten Tötungen

Als der Hamas-Führer Ahmed Dschabari im vergangenen Jahr von Israel im Rahmen einer gezielten Tötung umgebracht wurde, kam die Schelte aus dem Westen prompt. Neben ethischen Bedenken und Vorwürfen wurde der problematische Zeitpunkt kritisiert, weil Ägyptens Präsident Mohammed Mursi gerade versuchte, zwischen Gaza und Jerusalem zu vermitteln.

Doch Kritiker stellten die falschen Fragen. Sie blendeten aus, dass die Hamas weltweit zu Anschlägen gegen israelische Zivilisten aufgerufen hat. Auch in Europa leben Hamas-angehörige, die diese Aufforderung ernst nehmen könnten, sollte die Hamas eine neue Strategie verfolgen. Bei jeder Attacke würden auch Nicht-Israelis getroffen.

Kritiker übersahen zudem, was der gezielten Tötung vorangegangen war. Während Wochen hatten Raketen aus Gaza eine Million Israelis, die im Süden des Landes leben, in Angst und Schrecken versetzt. Dschabari war die treibende Kraft hinter den Aggressionen gewesen. Er hatte zudem die Entführung des Soldaten Gilad Shalit und den Tod von dessen Kumpanen zu verantworten. Keine Regierung

hätte sich das gefallen lassen. Israels Tadel schenken all dem keine Beachtung und waren deshalb nicht in der Lage, die israelische Logik der gezielten Tötungen zu begreifen oder nachzuvollziehen.

Terror ist längst kein Problem mehr, mit dem sich nur Israel auseinandersetzen muss. Der Iran exportiert ihn systematisch in die Welt, indem er den islamischen Dschihad, die Hamas und die Hisbollah unterstützt – um nur die gefährlichsten Kampforganisationen zu nennen. Die iranische Atombombe würde nicht nur Israel und die Staaten am Persischen Golf bedrohen. Teheran verfügt über Raketen mit einer Reichweite von rund 2000 Kilometern. Dies würde genügen, um den Nato-Partner Türkei oder Griechenland zu erreichen. Im nächsten Jahrzehnt könnte der Iran bereits über Raketen verfügen, die auch die Schweiz treffen könnten.

Die Jagd auf den Erzterroristen

Im Kampf gegen gewaltbereite Islamisten hat der israelische Geheimdienst Mossad weltweit zahlreiche Terroristen aufgespürt und getötet: in Beirut, Damaskus, Bagdad oder Tunis. Auch in Europa waren Mossad-Agenten seit den siebziger Jahren aktiv, in Rom zum Beispiel, in Paris, Athen oder auf Zypern. Mossad-Agenten entführten den Kriegsverbrecher Adolf Eichmann aus Argentinien und brachten ihn vor ein israelisches Gericht; die israelische Flugwaffe befreite eine gekidnappte El-Al-Maschine in Uganda; israelische Soldaten kaperten fünf Schnellboote aus einem französischen Hafen, weil sich Paris weigerte, die bereits bezahlten Schiffe auszuliefern.

Die Hisbollah hat, zusammen mit dem Iran, den Radius des Terrors auf Europa ausgeweitet.

Als einen seiner grössten Erfolge verbucht der Mossad die gezielte Tötung von Imad Mughniyeh. Mughniyeh war der militärische Führer der Hisbollah, die von Teheran Geld und Waffen erhält. Er war nicht nur ein eingeschworener Feind Israels, der das Leben von Dutzenden von Israelis auf dem Gewissen hatte und unter anderem ein Bombenattentat auf ein jüdisches Gemeindezentrum in Buenos Aires (86 Tote) und einen Bombenanschlag auf die israelische Botschaft in Argentinien (29 Tote) geplant und durchgeführt hatte. Der Mann, der

Osama Bin Laden als Vorbild diente, stand beim FBI ganz oben auf der «*Most Wanted*»-Liste. Mit gutem Grund: Mughniyeh hatte das Massaker in Beirut vorbereitet und gemanagt, bei dem 241 US-Marinesoldaten ums Leben gekommen waren. Verantwortlich war er zudem für ein Bombenattentat auf die amerikanische Botschaft in Beirut (63 Tote), einen Anschlag aufs Zentrum französischer Fallschirmspringer in Beirut (58 Tote), zudem für die Entführung oder Ermordung amerikanischer Bürger sowie für ein Massaker an zwanzig Amerikanern in Saudi-Arabien. Neuerdings hat die Hisbollah, zusammen mit dem Iran, den Radius des Terrors auf Europa ausgeweitet: Sie tötete in Bulgarien und plante, unter anderem, ein Attentat auf Zypern.

Mughniyeh tat alles, um den Agenten des Mossad und der CIA zu entkommen: Er veränderte sein Aussehen mehrmals bei Chirurgen, etwa seinen Kiefer, liess sich einen Bart wachsen, und er scheute die Öffentlichkeit. Über sein Aussehen war kaum etwas bekannt. Sicher war nur: Bei der Hisbollah war er nach all den Untaten ein bewunderter Held.

Trotz aller Vorsichtsmassnahmen Mughniyehs gelang es dem Mossad schliesslich, den Erzterroristen aufzuspüren. Nachdem der Geheimdienst im Februar 2008 erfahren hatte, dass sich der Gesuchte demnächst in Damaskus aufhalten werde, flogen Agenten in die syrische Hauptstadt. In einem Mietwagen montierten sie Explosionsmaterial in der Radiokonsole. Als Mughniyeh aus seinem Wagen steigen wollte, explodierte neben ihm die ferngesteuerte Bombe. Er war auf der Stelle tot.

Offiziell hat Israel abgestritten, mit dem Attentat etwas zu tun zu haben. Aber für die Hisbollah war der Fall klar: Die «israelischen Zionisten» seien für den Mord des «heiligen Kriegers» verantwortlich, «der als Schahid (Märtyrer) starb».

Anderer Ansicht war man im Weissen Haus. Sean McCormack, der Sprecher des Weissen Hauses, beschrieb Mughniyeh als kaltblütigen Killer, Massenmörder und Terroristen, der unzählige Menschenleben auf dem Gewissen habe. «Die Welt», lobt McCormack die gezielte Tötung, «ist ohne den Hisbollah-Kommandanten ein besserer Ort.»

Syrien, wo seit mehr als zwei Jahren ein Bürgerkrieg tobt, war wenige Monate vor dem Attentat auf Mughniyeh Schauplatz einer Aktion der israelischen Luftwaffe. Dass sie nützlich war, wird heute kaum jemand be-



Der Terror von nebenan: Israelische Panzer auf den Golanhöhen im Grenzgebiet zu Syrien.

streiten wollen. Zu der Sorge, was mit den Beständen an chemischen und biologischen Waffen geschehen wird, über die Assads Regime verfügt, wäre sonst noch die nukleare Gefahr hinzugekommen. Israels Kampffjets haben zumindest dieses Problem aus der Welt geschafft.

Mit Technologie aus Nordkorea und zwei Milliarden Dollar aus dem Iran hatte Assad bis zum Jahr 2007 heimlich einen Atomreaktor gebaut. Dieses syrische Projekt stand unter höchster Geheimhaltung. Doch im Februar 2007 erhielten der CIA und der Mossad verlässliche Informationen über Assads Atomreaktor. Sie stammten von Ali Resa Asgari, einem iranischen General und ehemaligen stellvertretenden Verteidigungsminister, einem der wichtigsten Männer bei den Revolutionsgarden also. Der CIA und dem Mossad war es gelungen, Asgari zur Flucht aus seiner Heimat zu bewegen. Er versorgte die beiden Geheimdienste in der Folge mit einer Fülle von Informationen über das Projekt und dessen wichtigste Köpfe in Syrien und im Iran.

Das löste in Israel Alarm aus. Eine Atommacht Syrien galt es zu verhindern. Für den damaligen Premier Ehud Olmert war klar, dass die Existenz eines Reaktors unannehmbar war. Olmert gelangte an den amerikanischen Präsidenten George W. Bush, um ihn für

eine militärische Lösung zu gewinnen. Doch Bush beruhigte Olmert und vertröstete ihn mit der Einschaltung diplomatischer Kanäle. Amerika würde die Internationale Atomenergiebehörde (IAEA) in Wien dazu veranlassen, die Nuklearanlage zu schliessen.

Olmert hielt diesen Gedanken für absurd: als ob ein Machtwort der IAEA Assad zu einem nuklearen Rückzieher zwingen würde. Deshalb schritt er zur Tat, gegen den Rat von Bush. Im September 2007 zerstörten israelische Jagdbomber den syrischen Reaktor.

Islamisten an der Macht

Seither hat sich das Umfeld klar zuungunsten Israels verändert. In arabischen Staaten sind Islamisten an die Macht gekommen – in Ägypten zum Beispiel Mohammed Mursi, ein langjähriges Mitglied der Muslimbrüder. Arabische Regierungen verlieren die Kontrolle über Teile ihres Gebietes. Das Vakuum machen sich Dschihadisten zunutze – etwa im Sinai (Ägypten) oder auf den Golanhöhen (Syrien). Auch die Aspiration Teherans, atomare Regionalmacht zu werden, verändert das strategische Umfeld im Nahen Osten. Nur schon die Tatsache, dass der Iran über nukleares Potenzial verfügt, erhöht den Einfluss der Islamischen Republik.

Seit den achtziger Jahren sorgen israelische Piloten dafür, dass Diktatoren im Nahen Osten keine Nuklearwaffen besitzen können. So zerstörten sie 1981 die irakische Atomanlage Osirak, die der Despot Saddam Hussein hatte bauen lassen.

Nach dem Angriff wurde Israel vom Westen heftig kritisiert. Aus Bonn gab es Proteste, und sogar die USA stimmten einer Uno-Resolution zu, die die Zerstörung des Reaktors von Saddam Hussein verurteilte. Erst viel später, als die sogenannten «Saddam Tapes» entdeckt wurden, erkannten auch Kritiker, dass der irakische Herrscher in Osirak tatsächlich die Bombe für einen Schlag gegen Israel hatte entwickeln lassen.

Der damalige Regierungschef Menachem Begin liess sich durch den internationalen Proteststurm nicht beirren. Israel werde unter keinen Umständen zulassen, dass ein Feind Massenvernichtungswaffen entwickle, die gegen die israelische Bevölkerung eingesetzt werden können, begründete Begin das Vorgehen im Irak. Die nach ihm benannte Doktrin ist seither Grundsatz israelischer Politik, wenn es um nukleare Ambitionen anderer Staaten im Nahen Osten geht. Sie könnte bei den Anstrengungen gegen iranische Atomprojekte wieder zur Anwendung kommen. ○

«Diese Hölle existiert»

Shin Dong-Hyuk ist in einem nordkoreanischen Konzentrationslager aufgewachsen und nach 23 Jahren als erster Mensch geflohen. Im Interview spricht er über Eugenik, Menschenversuche – und die wirtschaftliche Abhängigkeit des Regimes von China. *Von Claas Relotius*

Ein traditionelles südkoreanisches Café in der Innenstadt von Seoul. Shin Dong-Hyuk, 30, humpelt, als er den Salon betritt, und doch scheint er sich zumindest auf den ersten Blick kaum von den anderen Gästen zu unterscheiden. Er trägt eine warme Daunenjacke, hat kurze schwarze Haare und einen Gesichtsausdruck, der pure Freundlichkeit ausstrahlt. Vielleicht ist es nur eine Maske, um nicht aufzufallen. Sicher ist es aber auch so etwas wie ein Wunder. In dem Konzentrationslager, in dem er aufwuchs und 23 Jahre lang nur dem eigenen Überlebensinstinkt folgte, wurde schon ein Lächeln mit dem Tod bestraft. Er hat es erst nach seiner Flucht gelernt.

Sechs Jahre liegt dies nun zurück, und Shin Dong-Hyuks Lebensgeschichte ist inzwischen als Buch erschienen, das unter dem Namen «Escape from Camp 14» im vergangenen Jahr ein weltweiter Bestseller wurde und über das die *Weltwoche* ausführlich berichtete («Dunkelster Flecken Erde», *Weltwoche* Nr. 17/12). Es ist eine Geschichte, die vor allem vom Lager handelt. Von Hunger, Folter und Mord. Vom erbitterten Kampf ums Überleben sowie vom Verrat der eigenen Familie. Und auch von der Unwahrscheinlichkeit eines Fluchtversuchs, der ihm bis jetzt als einzigem Menschen gelungen ist.

Shin sagt heute, er sei noch immer dabei, sich an ein normales Leben in Freiheit zu gewöhnen. Mittlerweile arbeitet er als Menschenrechtsaktivist, hält Vorträge auf der ganzen Welt, spricht vor Aussenministern und Präsidenten – und dennoch sitzt einem an diesem Morgen in Seoul ein gezeichneter junger Mann gegenüber, dem es sichtlich schwerfällt, über das, was in Nordkorea geschieht, zu reden.

Shin Dong-Hyuk, Sie sind in einem nordkoreanischen KZ geboren und aufgewachsen, bis Ihnen eines Tages die Flucht gelang. Was empfinden Sie, wenn Sie heute sehen, dass die Welt nur über den Diktator Kim Jong Un und seine Bombe spricht, nicht aber über die Menschen in den Lagern?

Es zerreisst mich. Einerseits kann ich die Leute in Europa oder in den USA verstehen, die vor allem Angst um sich selbst haben, weil sie nicht wissen, wie berechenbar das Regime in Pjöngjang ist und ob es nicht doch eines Tages den Knopf drücken wird. Ich kann diesen Leuten nicht vorwer-

fen, dass ihnen ihr eigenes Leben weit mehr bedeutet als das vieler Menschen, die täglich in den Lagern sterben. Andererseits empfinde ich natürlich eine ganz andere Bindung zu diesen Menschen, weil ich selbst weiss, was sie dort durchleiden. Ich denke jeden Tag daran. Und oft bin ich dann wütend, wenn ich sehe, wie wenig der Rest der Welt an deren Schicksal Anteil nimmt.

Experten gehen anhand von Satellitenbildern davon aus, dass sechs bis acht Konzentrations- und Arbeitslager in Nordkorea existieren. In diesen werden laut Schätzungen mehr als 200 000 Menschen gefangen gehalten. Sie wurden in einem Lager geboren, das als sogenanntes «Lager der totalen Kontrolle» gilt. Was bedeutet diese Bezeichnung konkret?

Soweit bekannt ist, gibt es unterschiedliche Konzentrationslager in Nordkorea: Die einen dienen der politischen Umerziehung. Dort werden Insassen einer ideologischen Gehirnwäsche unterzogen. Sie müssen Zwangsarbeit leisten, die meisten kommen aber nach fünf bis zehn Jahren wieder frei. In den «Lagern der totalen Kontrolle» gibt es diese Hoffnung nicht. Wenn man hier nicht vorher getötet wird, ist man dazu verdammt zu arbeiten, bis man eines Tages tot umfällt. In so einem Lager bin ich gewesen.

Wie gross muss man sich die Lager vorstellen? Gemäss den Satellitenbildern umfasst das Lager, in dem ich war, etwa 280 Quadratkilometer, die sich über mehrere Bergtäler erstrecken. In jedem Tal gibt es Fabriken, Bergwerke und zum Teil auch grosse Agraranlagen. Es ist schwer zu sagen, wie viele Menschen heute dort gefangen gehalten werden. Manchmal war von 20 000 die Rede. Das deckt sich mit den Schätzungen südkoreanischer und amerikanischer Geheimdienste.

Wer wird in diese Lager deportiert?

Alle möglichen Menschen, Männer, Frauen, Kinder. Warum, darüber wurde in dem Lager, in dem ich war, nie gesprochen. Über so etwas zu sprechen, stand unter Todesstrafe.

Es gibt ehemalige Wärter, denen die Flucht nach Südkorea gelungen ist und die inzwischen Zeugnis von ihrer Arbeit in den Lagern abgelegt haben. Diese sagen, die meisten Inhaftierungen fänden vollkommen willkürlich statt.

Ein junger Mann, mit dem ich damals öfter zusammenarbeitete habe, war der Einzige, der mir einmal heimlich erzählte, warum er

verhaftet worden war. Er sagte, dass er versehentlich auf eine Zeitung mit einem Foto des «Grossen Führers» getreten sei – und dabei habe ihn ein Polizist beobachtet. Daraufhin sei er, unter dem Vorwand, ein politischer Dissident zu sein, deportiert worden. Wahrscheinlich wissen die meisten Menschen in den Konzentrationslagern nicht einmal selbst, warum sie dort sind.

Einige der übergelaufenen Wärter aus Camp 14 sprechen davon, dass nicht nur Straftäter, politische Gefangene oder Dissidenten in die Lager kommen, sondern auch Behinderte und Menschen, deren Erbanlage vom Regime als minderwertig angesehen wird.

Das ist korrekt. Niemand auf der Welt will es wahrhaben, und viele Politiker verschliessen gerne die Augen davor, aber Eugenik und Rassenselektion spielen in Nordkorea schon lange eine grosse Rolle. Die berühmtesten Massenaufmärsche, die man von Fernsehbildern kennt, sind auch ein Feiern ethnischer Homogenität. Und ähnlich wie früher in Deutschland sind die Lager das wichtigste Instrument, um die vom Regime gewollte Auslese durchzusetzen und eine überlegene Rasse zu formen.

Wer zählt in Nordkorea zur vermeintlich «unterlegenen Rasse»?

Natürlich Behinderte. Natürlich Homosexuelle. Natürlich aber vor allem Menschen, in deren Adern südkoreanisches oder chinesisches Blut fliesst. Gemäss der Juche-Ideologie der Kims stellt die nordkoreanische Rasse die reinste und stärkste überhaupt dar, weshalb das Regime versucht, diese um jeden Preis zu schützen. So werden zum Beispiel auch Kleinwüchsige verfolgt, da eine geringe Körpergrösse dem ideologischen Selbstverständnis widerspricht und diese Leute in den Augen der Führer das Erbgut der Rasse infizieren.

Werden diese Menschen in den Lagern gezielt getötet?

Sie werden in der Regel nicht sofort umgebracht. Aber trotzdem bedeutet das Lager ihren früheren oder späteren Tod, weil es von dort eigentlich keinen Ausweg mehr gibt. Es gibt da etwas, an das ich mich persönlich sehr gut erinnere: Wir Koreaner sind ja von Natur aus klein, aber in dem Lager, in dem ich gewesen bin, gab es auffallend viele Menschen, die sehr klein waren. Mir ist das nie richtig bewusst geworden, und ich habe mir natürlich nie Gedanken darüber gemacht, solange



«*Wer die falschen Gene hatte, wurde umgebracht*»: nordkoreanischer Flüchtling Shin.

ich selbst Gefangener war, denn ich kannte es ja nicht anders. Erst einige Jahre nach meiner Flucht bin ich eines Tages bei einer Veranstaltung einem ehemaligen Wärter begegnet, der heute ebenfalls als Menschenrechtsaktivist arbeitet und der mir sagte: «Wir hatten die Aufgabe, jeden von euch, dessen Körpergrösse unter 1,60 Meter lag, wie Tiere in die Lager zu pferchen und dort nie wieder lebendig herauszulassen.» Nachdem der Mann mir dies gesagt hatte, reichte er mir die Hand. Er brach in Tränen aus und bat um Vergebung.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe ihm meine Hand gegeben. Auch er ist für mich ein Opfer. Hätte er nicht mitgemacht, wäre er ebenfalls auf unsere Seite des Lagerzauns gekommen.

In Südkorea leben heute viele ehemalige Schergen des Regimes, die Amnestie erhalten haben, ihre Rolle und ihre Taten aber keineswegs bereuen.

Das ist richtig. Und unabhängig von diesem einen Mann stimmt es auch, dass die meisten Wärter in meinem Lager ihre Rolle mit Genuss ausgekostet haben und dies wohl heute immer noch tun, weil sie niemand daran hindert. Man kann sich nicht vorstellen, wozu Menschen fähig sind, wenn ihnen freie Hand gelassen wird. Ich habe menschlichen Sadismus in den unterschiedlichsten und grausamsten Formen erlebt – gerade was die Menschen minderwertiger Rassen in den Lagern betraf. Es gab eine sogenannte Dritte Abteilung, die sich vor allem diese Menschen für medizinische und chemische Experimente zunutze gemacht hat.

In einigen Lagern soll es Gaskammern geben. Können Sie das bestätigen?

Ja. Es gibt Gaskammern in den Lagern. Wir wissen heute nicht, ob das Regime diese schon zum Zwecke von Massenvernichtungen einsetzt. Aber wir wissen, dass viele Gefangene darin grausam getötet werden. Ich erinnere mich, dass es in unserem Lager mindestens drei Kammern gab, in denen regelmässig Giftgasversuche durchgeführt wurden. Manchmal an Tieren, meistens aber an lebendigen Menschen. Es gab Tage, da wurden wir anderen Häftlinge gezwungen, bei diesen Experimenten zuzuschauen. Wir sollten lernen und verstehen, hiess es. Ich war einmal dabei, als zehn Leute meines Alters mit ihren Kindern in die Kammern getrieben wurden. Die ganze Familie sollte sterben, weil einer von ihnen einen Fluchtversuch gewagt hatte. Wir standen draussen und sahen den Kampf mit an. Eine Mutter hielt ihr Kind bis zum Schluss fest im Arm.

Obwohl das Regime Nordkoreas den Betrieb von Gaskammern in Straflagern leugnet,

sehen Experten deren Existenz sowie deren Nutzung für Menschenversuche als gesichert an. Nach Auskunft der NGO Liberty in North Korea, mit der Shin heute eng zusammenarbeitet, liegen den südkoreanischen Behörden und Geheimdiensten weitere Zeugnisse über die Existenz von Gaskammern in Camp 14 vor. Der Rassenkult als Teil der Juche-Ideologie wird von der nordkoreanischen Führung dagegen offensiv betrieben. Seine kulturhistorische Entstehung und praktische Umsetzung in der Gegenwart beschreibt der amerikanische Journalist und Nordkorea-Experte Brian Myers in seinem 2010 erschienenen Buch «The Cleanest Race».

Sie berichten von Eugenik und Rassen Selektion. Trotzdem werden in den Lagern aber auch Kinder zur Welt gebracht. Sie selbst wurden dort gezeugt und geboren.

Das stimmt. Und wenn man es so betrachtet, dann hatte ich wohl einfach Glück, nicht zur vermeintlich falschen Rasse zu gehören. Es hängt davon ab, von wem die Kinder stammen: Wer die falschen Gene und das falsche Blut hatte, durfte sich nicht fortpflanzen und wurde vorher umgebracht. Bei uns gab es auch viele Frauen, die von den Wärtern vergewaltigt wurden. Wurden diese Frauen daraufhin schwanger oder brachten sie einfach nur ein behindertes Kind zur Welt, wurden sie entweder sofort selbst hingerichtet oder aber dazu gezwungen, ihre eigenen Babys nach der Geburt mit einem Knüppel oder einer Eisenstange zu erschlagen. Wenn aber zwei Insassen, deren Erbgut als «überlebenswert» angesehen wurde, zusammen ein Kind bekamen, was auch manchmal vorkam, war dies meist erlaubt. Ehrlich gesagt: Mit dem Wissen, das ich heute habe, glaube ich sogar, es war erwünscht, dass diese Menschen Kinder zeugen und sich in den Lagern vermehren.

Warum glauben Sie das?

Nach meiner Flucht habe ich lesen gelernt und dann auch die Geschichte des Holocaust studiert. Soweit ich weiss, waren die Konzentrationslager überwiegend Vernichtungslager, in denen es darum ging, ein Volk und eine Rasse auszurotten. Die Konzentrationslager in Nordkorea existieren aber bereits seit vierzig oder fünfzig Jahren und dienen einem anderen Zweck: zum einen natürlich der Eugenik. Gleichzeitig stellen sie eine gewaltige Einschüchterungsmaschinerie für die Menschen im ganzen Land dar. Aber vor allem sind sie als riesige Arbeitslager günstige Produktionsstätten.

Sie meinen, das Regime ist wirtschaftlich abhängig von den Lagern.

Ich kann nur so viel sagen: Allein in dem Lager, in dem ich war, leben schätzungsweise zwanzigtausend Menschen. Es gibt dort riesige Textilfabriken, Bauernhöfe, Zementgiessereien und ein Dutzend Kohlegruben, in denen wir arbeiten mussten, sobald wir

sechs Jahre alt waren. Nordkoreas Wirtschaft liegt am Boden. Was ist dem Führer da nützlicher als zigtausend Arbeitssklaven, die ein Leben lang praktisch umsonst produzieren? **Wie viele Stunden mussten Sie und die anderen Häftlinge am Tag arbeiten?**

Etwa zwölf bis fünfzehn Stunden, manchmal auch mehr. Wir schliefen zu Hunderten zusammengepfert auf dem Betonboden in den unbeheizten Fabriken und wurden meist um vier Uhr in der Nacht geweckt, um zum Dienst anzutreten. Dann haben wir den ganzen Tag durchgearbeitet. Pausen gab es nur zweimal am Tag, wenn man uns Wasser und ein wenig Essen gab. Es gab immer Kohlsuppe und Maisbrei. In den 23 Jahren, die ich dort war, gab es nicht einen Tag etwas anderes.

Was geschah mit denen, die nicht genug zu essen fanden und zu schwach zum Arbeiten waren?

Die Leute wurden in regelmässigen Abständen auf Viehtransporter geladen und weggebracht. Ich weiss nicht, was dann mit ihnen geschehen ist. Wir haben nie einen von ihnen wiedergesehen. Die ältesten Häftlinge, die ich im Lager gesehen habe, waren vielleicht fünfzig Jahre alt. Aber das waren grosse Ausnahmen. Die meisten sterben mit hoher Wahrscheinlichkeit viel eher. Ihre Körper sind aufgrund der harten Arbeit und der Mangelernährung schon mit dreissig oder vierzig komplett zerstört.

Um seine Worte zu belegen, dreht Shin sich um und zieht den Pullover hoch. Sein schmaler Rücken ist mit tellergrossen Brandmalen und Narben übersät. Er hält seine Arme in die Luft, sie hängen so verformt herab, als wären sie gebrochen. Die ganze Zeit spricht er mit leiser, aber fester Stimme. Dann hält er für ein paar Minuten inne, sieht aus dem Fenster und blickt einer Gruppe vorbeilaufender Studenten nach. Auf dem Tisch vor ihm liegt eine Zeitung. Das Titelbild zeigt den stolz lächelnden Kim Jong Un, Sohn und Nachfolger des verstorbenen nordkoreanischen Diktators Kim Jong Il, während dessen Regierungszeit man ihn gefangen hielt. Er ist genauso alt wie Shin.

Der amerikanische Intellektuelle Noam Chomsky schrieb vor kurzem in einem Essay, die Existenz der Konzentrationslager in Nordkorea sei die grösste humanitäre Katastrophe der Gegenwart – aber auch die am wenigsten beachtete. Hat er recht damit?

Eines ist wahrscheinlich: Sollte das Regime jemals zusammenbrechen, dann wird dies niemand, der jetzt in einem dieser Lager ist, überleben. Die Lager werden vorher in Flammen aufgehen und die Leichen entsorgt werden. Es wird nichts davon übrigbleiben, es wird keine Spuren geben. Das Regime würde das nicht zulassen. Es gibt also jetzt schon mehr als zweihunderttausend

Menschen, die das Schicksal erwartet, auf die eine oder andere Weise ermordet zu werden. Und die Lager wachsen von Jahr zu Jahr, es werden immer mehr Menschen. Das alles ist bekannt, nichts davon lässt sich leugnen.

Nach dem Holocaust in Deutschland hiess es bei vielen Politikern der Alliierten, man habe nichts von den Zugtrassees in die Konzentrationslager gewusst. Heute dagegen kann sich jeder Internetnutzer mittels Google Earth selbst ein Bild von den Lagern in Nordkorea machen.

Aber es wird trotzdem so getan, als würden diese nicht existieren. Ich bin kein Politiker, ich weiss nicht, welche Optionen es gibt. Ich weiss, dass man Nordkorea nicht einfach angreifen und die Menschen dort befreien kann. Aber man kann das Regime unter Druck setzen, damit es sich öffnet.

Wie genau lässt sich ein solcher Druck aufbauen? Tatsächlich hat das Regime bis heute nie gewankt – nicht mal während der grossen Hungersnot Mitte der neunziger Jahre, als mehr als eine Million Nordkoreaner starben.

Man kann eine solche Diktatur nicht mit Lebensmittelsanktionen treffen. Und noch weniger kann man deren Führer damit erpressen. Aber wie kann es sein, dass ein Land wie China noch immer Waffen an das Regime

liefert? Wie kann es sein, dass China mehr als 80 Prozent des Erdöls liefert? Wie kann es sein, dass mehr als 95 Prozent aller Investitionen in Nordkorea aus China stammen? China ist das grösste Problem. Nicht nur, dass die chinesische Regierung noch immer weitreichenden Handel mit Nordkorea betreibt. Vielleicht noch schlimmer: Sie definiert Menschen, die vor dem Kim-Regime und seinen Lagern fliehen, als Wirtschaftsflüchtlinge. Obwohl die Genfer Flüchtlingskonvention es verbietet, werden Asylsuchende bis heute nach Nordkorea zurückgeschickt. Wenn mich nach meiner Flucht jemand in China entdeckt hätte, würde ich heute also nicht hier sitzen und mit Ihnen reden, sondern wäre tot. Die chinesische Regierung weiss das, aber sie schickt die Menschen trotzdem zurück. Sie macht sich damit schon lange zur Komplizin des nordkoreanischen Regimes.

Vielleicht schauen die Menschen nirgendwo lieber weg als ausgerechnet hier im Nachbarland Südkorea. Laut Umfragen geben gerade einmal dreissig Prozent Ihrer Landsleute an, von der Existenz der Lager zu wissen. Nur acht Prozent sehen im Konflikt mit dem Norden ein dringendes ausserpolitisches Thema.

Ich glaube, auch dies hängt mit Eigeninteressen zusammen. Der Erfolg der eigenen Wirtschaft ist den meisten Südkoreanern

ein Heiligtum. Und sie wissen: Sollte das Regime im Norden eines Tages stürzen und sollte der völlig verarmte Norden annektiert werden, dann stellt dies die ganze wunderbar funktionierende Wirtschaft auf den Kopf. Also verschliessen die meisten Südkoreaner lieber die Augen oder stellen sich dumm. (*Überlegt lange und lächelt dann*) Das ist doch komisch. Wir sitzen hier gemütlich in Seoul in einem Café, draussen spazieren Leute vorbei, manche sind auf dem Weg zur Arbeit, andere gehen etwas essen oder ins Kino. Wie weit ist Pjöngjang mit den umgrenzten Lagern von hier entfernt? Keine 300 Kilometer. Das ist nur ein Steinwurf von hier. Und es ist kein Märchen und auch kein Film. Diese Hölle existiert wirklich.

Shin Dong-Hyuk wurde 1982 als Shin In Geun im nordkoreanischen Konzentrationslager Camp 14 geboren. Die Flucht gelang ihm 2005, als er beauftragt wurde, mit einem Mithäftling in den zum KZ gehörenden Bergen Holz zu sammeln. Dabei kletterten sie im Schutz der Dunkelheit durch den elektrischen Zaun. Sein Fluchtpartner blieb hängen und starb. Indem er dessen Leiche als Brücke benutzte, gelang Shin der Sprung in die Freiheit. Als illegaler Flüchtling in China schlich er sich dank der Hilfe eines Journalisten in die südkoreanische Botschaft. Auch dort wurde er zunächst über mehrere Monate festgehalten und beinahe täglich von Mitarbeitern des Geheimdienstes zu den Konzentrationslagern und seiner unglaublichen Geschichte befragt. Für die Spezialisten für solche Befragungen besteht kein Zweifel, dass Shin die Wahrheit sagt. Seine Erinnerungen an das Lagerleben und seine Flucht sind im Buch «Flucht aus Lager 14» festgehalten.

«Bauernkind – Verdingkind»

Leben in zwei Welten – damals auf dem Hof

Hörbuch als Doppel-CD – 120 Minuten Hörvergnügen!



« Wer bin ich?

Er hatte mich gestern nachts spät, in der Hand eine Petroleumstallaterne, in diese Kammer über dem Heustock geführt. Von der Decke hing eine Glühbirne an zwei Drähten, einer rot, einer blau, ein schales Licht. «Dann schlaf mal! Musst morgen früh raus.» Er hatte gesagt, er müsse noch zu den Kühen schauen, jetzt, eine werde wohl kalbern diese Nacht, und da müsse er dabei sein, das sei wichtig. Und dass ich das schon alles hinter mich bringen würde, nach ein paar Stunden Schlaf sähe alles anders aus. Ich hatte noch eine Weile auf dem Bettrand gesessen, wollte weinen, konnte nicht. Da stand auch mein Koffer, wie wenn er nicht zu mir gehören würde. Ich zog mich aus, faltete sorgfältig die Kleider, legte sie auf den Stuhl neben dem Bett. Kaum hatte ich das Licht gelöscht, wurde ich schwer und schwerer ...»

Dieses exklusive Hörbuch bekommen Sie als Doppel-CD zum Vorzugspreis von Fr. 36.–

(Preis inkl. MWST., Porto und Verpackung)

Ich bestelle _____ Expl. «**Bauernkind – Verdingkind**» zum Preis von Fr. 36.–/Expl.

Name/Vorname _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

Datum _____

Unterschrift _____

Bitte in Druckschrift ausfüllen und einsenden an:

Schweizer Agrarmedien GmbH, Dammweg 3, Postfach 737, 3000 Bern 25
Telefon 031 958 33 37, Fax 031 958 33 34, E-Mail: verlag@agrarmedien.ch

CD1

- 1 Intro 1'50"
- 2 Wer bin ich? 5'55"
- 3 Die Vergangenheit 6'50"
- 4 Im Stall 7'19"
- 5 Willkommen zum neuen Schuljahr 4'39"
- 6 D'Schwes und Grossbär 3'59"
- 7 Der Ernst des Lebens beginnt 3'46"
- 8 Im Baumhaus 9'36"
- 9 Die Mutprobe 12'04"
- 10 Madi aus der Stadt 9'19"

CD2

- 1 Sommer 11'52"
- 2 Flucht vor Widmer 9'29"
- 3 Herbert 6'40"
- 4 Die Schnapsbrennerei 5'53"
- 5 Magenschmerzen 8'26"
- 6 Nachts im Heustock 3'12"
- 7 Mein Vater und die Olympioniken 12'02"



1560 Davos Music

Die Zahl 1560 steht für die Höhenmeter von Davos. Nach der erfolgreichen Lancierung im letzten Sommer geht es 2013 auf höchstem Niveau weiter. Die Weltwoche verlost anlässlich ihres Jubiläums je fünfmal zwei Konzertkarten für einen Abend mit Shootingstar **Eliane & Band**, für einen exklusiven Schweiz-Auftritt vom Evergreen **Peter Kraus** und für die Davos-Premiere des weltberühmten **Glenn Miller Orchestra**.

**Donnerstag, 18. Juli:
Eliane & Band**

Mit gefühlvollen Piano-Balladen und ihrer einzigartigen Stimme verzauberte die Luzernerin Eliane Müller das Publikum der TV-Show «Die grössten Schweizer Talente» (DGST). Ihr Debütalbum «Like The Water» stürmte die Charts und wurde bereits mit Gold ausgezeichnet.

**Freitag, 19. Juli:
Glenn Miller Orchestra**

«In The Miller Mood» heisst die Show zur aktuellen Europa-Tournee unter der Leitung von Wil Salden. Neben Ohrwürmern geniessen Sie traumhafte Melodien im

Glenn-Miller-Sweet-Sound. Highlights sind die Close Harmonies der Moonlight Serenaders.

**Samstag, 20. Juli:
Peter Kraus & Band**

«Für immer in Jeans – das Konzert»: Erleben Sie den legendären Entertainer live in Davos! «Einmal Rock 'n' Roller, immer Rock 'n' Roller» – so lautet das Motto des Superstars, der in seiner 57-jährigen Karriere mehr als 17 Millionen Tonträger verkauft hat.



**1560 Davos Music
Donnerstag, 18. bis Samstag, 20. Juli
Kongresszentrum Davos**

**Die Weltwoche
verlost für die drei Konzerte
je 5 x 2 Tickets.**

Bedingungen

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung zur Teilnahme an der Verlosung (Keine Korrespondenz)

Senden Sie bis 30. 5. 2013 ein E-Mail an davos@weltwoche.ch mit folgenden Angaben:

- gewünschtes Konzert (nur eine Nennung möglich)
- Ihre Adresse
- Ihre Kunden-/GP-Nummer.

Veranstalter

www.actnews.ch

Offizieller Ticketverkauf

Ticketcorner-Hotline 0900 800 800 (Fr. 1.19/Min., Festnetztarif)



www.weltwoche.ch/platinclub



Zweite Säule wird zur «AHV light»

In den Schweizer Vorsorgewerken werden jährlich Hunderte Milliarden Franken umgesetzt. Neben wichtigen technischen Fragen hat das Thema auch eine kulturelle und eine historische Dimension: Wie viel Staat braucht die Vorsorge? Von Florian Schwab

Was treibt die *Weltwoche* dazu, der Altersvorsorge einen redaktionellen Schwerpunkt zu widmen – einem Thema, das in seiner Komplexität auch Personen schreckt, die sonst durchaus ein Interesse für wirtschaftspolitische Fragestellungen haben?

Das journalistische Selbstverständnis dieser Zeitschrift besteht darin, Missstände aufzudecken und möglichst genau den Kern eines Problems herauszuschälen. Wer sich mit diesem Anspruch dem Bereich Altersvorsorge nähert, stellt fest, dass hinter eher abstrakten technischen Begriffen wie AHV, BVG, Umwandlungssatz, dem technischen Zinssatz und Mindestverzinsung mehr steckt als ein bisschen Versicherungsmathematik.

Gemäss Lehrbuch hat die Schweiz ein sauber austariertes Drei-Säulen-Modell. Dieses besteht aus der anonymen Generationen-Umverteilungs-Maschine AHV (errichtet 1948), aus einer angeblich umverteilungsneutralen beruflichen Pflichtvorsorge (obligatorisch seit 1985) und aus freiwilligen, steuerlich begünstigten Altersrücklagen. Zahlenmässig dominieren die erste und die zweite Säule. Die AHV hat im letzten Jahr 38,1 Milliarden Franken an Renten ausgeschüttet. Im Pensionskassensystem liegen mehr als 600 Milliarden Franken – die ebenfalls kapitalgedeckte, aber rein private dritte Säule ist mit «nur» 42 Milliarden Franken um den Faktor 15 kleiner als die zweite.

Sieht man genauer hin, dann ist dieses System weniger ausgewogen, als es scheint. Insbesondere nähert sich die zweite Säule, also die berufliche Pflichtvorsorge, immer mehr einer «AHV light». Zum einen nimmt die Regulierung in einer Art und Weise zu, welche es kleinen und mittleren Firmen fast verunmöglichlicht, für ihre Arbeitnehmer eine eigene Pensionskasse zu führen. Dabei ist dies historisch gesehen die Wurzel der beruflichen Vorsorge: ein Instrument des «Patrons» zur Motivation und Bindung von Mitarbeitern.

Sieht man genauer hin, dann ist dieses System weniger ausgewogen, als es scheint.

Durch die Konzentration der Pensionskassen und die unzähligen Sammeleinrichtungen wurde das System einheitlicher, aber auch anonymer.

Zum anderen ist die zweite Säule längst zu einem Umverteilungssystem geworden und darin der AHV verwandt – die offenen und versteckten Unterdeckungen führen zu einer Umverteilung zugunsten der jetzigen Rentenbezüger. Das lag nicht im Sinn des Souveräns, als er in das BVG-Obligatorium einwilligte. Mit der Minder-Initiative kommt es zusätzlich noch zu einer Politisierung des Abstimmungsverhaltens der PK-Vertreter im Aktienariat von Grossunternehmen.

mungsverhaltens der PK-Vertreter im Aktienariat von Grossunternehmen.

Diese Entwicklungen zeigen den Leitgedanken der Vorsorgepolitik in den letzten Jahrzehnten: ein Primat der Politik im ganzen Rentensystem.

«Komfortable Stallfütterung»

Nur noch ein kleiner Teil der Altersabsicherung ist heute freiwillig und eigenverantwortlich. Der deutsche Ökonom Wilhelm Röpke hat diesen Zustand einmal als «komfortable Stallfütterung» bezeichnet. Der eigenverantwortliche Aufbau von Kapital zur Altersabsicherung war für ihn der bessere Weg: Wenn die gesparten Altersguthaben im privaten Bereich bleiben, dann bedeutet dies Unabhängigkeit vom Staat, von dem man keine Unterstützung im Alter erwarten muss. Ferner bringt ein solches System die Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer besser in Einklang miteinander, da bei der privaten Vorsorge in jedem Arbeitnehmer auch ein Kapitalist steckt.

Die Dienstleistung für die Leser dieses redaktionellen Schwerpunktes besteht darin, Privatpersonen, Selbständigen und Unternehmern relevante Einsichten ins Vorsorgesystem zu liefern und dessen liberale Wurzeln zu betonen.

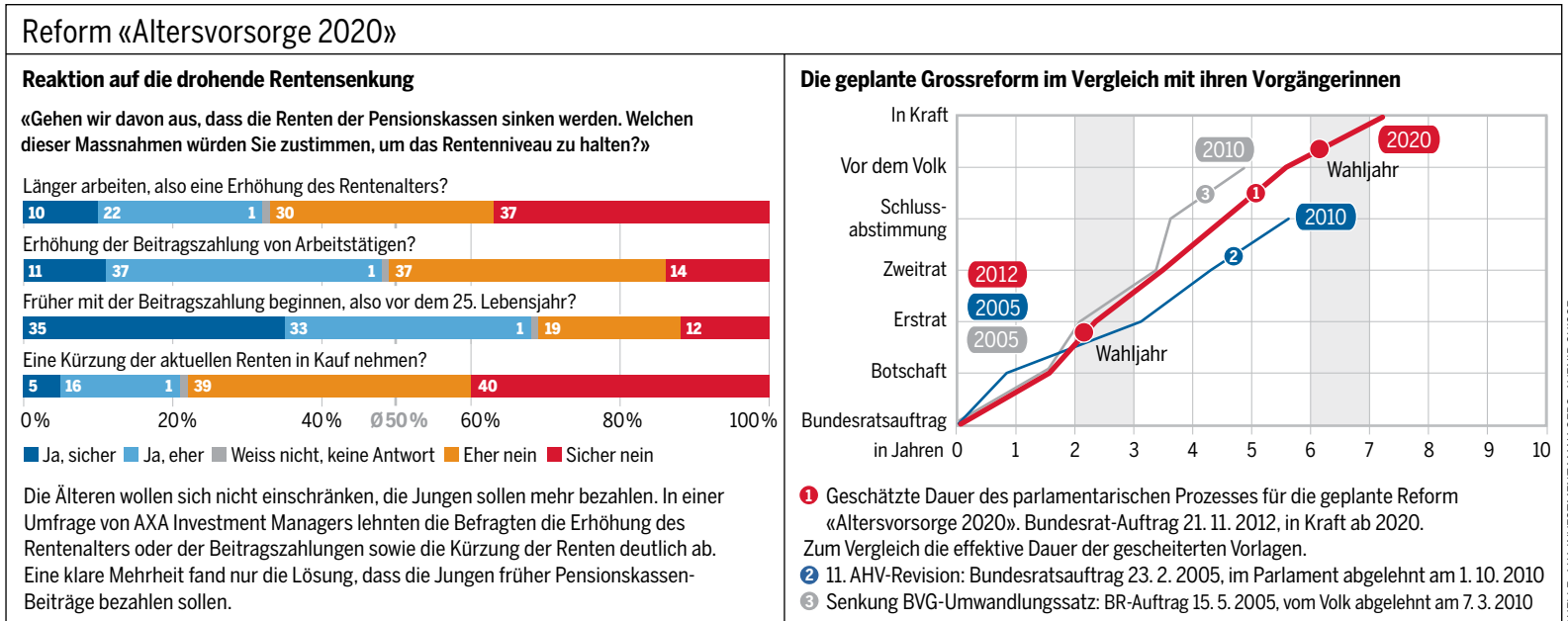
Nächste Seite: Reform «2020» des Bundesrats

Berufliche Vorsorge im Fokus

Die Pensionskassenlösungen der PAX bieten Sicherheit und Flexibilität.

Über Mathematik abstimmen

In der beruflichen Vorsorge geht die Rechnung nicht auf: Die Jungen zahlen jährlich Milliarden für die Alten. Soll deshalb das Volk gar nicht mehr über die Rentenberechnung entscheiden? *Von Markus Schär*



Ambitiöser Zeitplan: Der Bundesrat will bis 2020 die erste und die zweite Säule gleichzeitig umbauen.

«Wollen wir über die Fallgeschwindigkeit abstimmen», fragt der Pensionskassenexperte Martin Janssen, «damit es nicht mehr so schmerzt, wenn man aus dem dritten Stock fällt?» Die Frage ist nicht absurd – wohl aber der Anlass dafür. Die Renten, welche die Pensionskassen nachhaltig auszahlen können, beruhen auf dem gesparten Kapital, der Verzinsung dieses Guthabens und der Lebenserwartung. Daraus lässt sich versicherungstechnisch korrekt der Umwandlungssatz errechnen, also der Prozentanteil des Sparkapitals, den ein Pensionierter jährlich als Rente ausbezahlt bekommt.

Dieser Satz beträgt derzeit 6,8 Prozent, für 100 000 Franken Guthaben erhält ein Rentner also jährlich 6800 Franken. Das ist zu viel, wie alle Experten wissen: Angesichts der steigenden Lebenserwartung und der geringen Anlagerenditen – weshalb der Kapitalmarkt als bisher «dritter Beitragszahler» neben Arbeitnehmer und Arbeitgeber ausfällt – erhalten die Pensionierten zu hohe Renten. Dies geht zu Lasten der Kassen, also der Erwerbstätigen, die eigentlich in der zweiten Säule für sich selber sparen sollten: Ohne Korrekturen bleibt kein Geld mehr für sie, wenn sie dereinst in Rente gehen.

Diese überfällige Korrektur wollte die Politik mit einer zögerlichen Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6,4 Prozent anpacken. Obwohl sich über die Lebenserwartung oder die Kapitalmarktrenditen ebenso wenig abstimmen lässt wie über die Fallgeschwindigkeit, ergriff al-

lerdings die Linke das Referendum gegen den Beschluss: Am 7. März 2010 schmetterte ihn das Volk mit 73 Prozent Nein-Stimmen ab. Und seither sucht die Politik weiter nach einer Lösung.

Das Problem drängt. «Die Pensionskassen versprechen zu hohe Leistungen», warnte auch die neue Oberaufsichtskommission Berufliche Vorsorge (OAK BV) letzte Woche. Die Kassen müssten die Guthaben der Rentner mit Sätzen verzinsen, die sie mit ihren Anlagen nicht erzielen können. Deshalb bemühen sie sich, mit risikoreicheren Anlagen die nötigen Renditen zu erreichen – das kann nicht lange gutgehen. «Damit die Vorsorgeeinrichtungen nicht weitere Risiken im Bereich der Leistungsversprechen aufbauen müssen», mahnt Manfred Hübler, der Direktor der OAK BV, «sind gesetzliche Anpassungen wohl unumgänglich.»

«Rentenklaue» bei den Aktiven

Vor allem werden aufgrund des geltenden Gesetzes die Jungen beklaut: Die Kassen brauchen einen Teil der Renditen, die sie mit dem Spargeld der Aktiven erwirtschaften, um die garantierten Renten der Pensionierten auszuzahlen. So fliesst nicht nur in der AHV, wo das solidarische Umlageprinzip herrscht, sondern auch in der beruflichen Vorsorge, wo eigentlich das individuelle Kapitaldeckungsprinzip gilt, immer mehr Geld von den Jungen zu den Alten: Mit jährlich 600 Millionen Franken rechnet das Bundesamt für Sozialversicherungen in einem

Bericht von 2011, auf bis zu 1500 Millionen schätzt Avenir Suisse im Buch «Verjüngungskur für die Altersvorsorge» von 2012 den Betrag.

Die AXA Winterthur als eine der führenden Versicherungen gab Ende April erstmals bekannt, sie habe im vergangenen Geschäftsjahr 322 Millionen von den Aktiven zu den Rentnern umverteilen müssen: Die AXA Winterthur versichert knapp zehn Prozent der 4,5 Millionen derzeit oder ehemals Erwerbstätigen, die einer Pensionskasse angehören – die bisherigen Schätzungen sind also mindestens zu verdoppeln. Die Verantwortlichen der Versicherung rufen deshalb den Bundesrat ebenfalls eindringlich zu Korrekturen an «einem der besten Rentensysteme weltweit» auf.

Die Appelle sind angekommen, auch bei Bundesrat Alain Berset. Die Pensionskassen müssten den Vermögensertrag primär für die Verzinsung der Kapitalien der Rentenbezüger verwenden, «was zu einer Umverteilung von den aktiv Versicherten zu den Rentenbeziehenden führt», stellen die «Leitlinien der Reform der Altersvorsorge 2020» fest, die der Sozialminister im November 2012 vorlegte. Deshalb dränge sich eine schnelle und kräftige Senkung des Umwandlungssatzes auf.

Allerdings weist der linke Innenminister auf die Abstimmung von 2010 hin, in der das Volk nur schon die vorsichtige Korrektur von 6,8 auf 6,4 Prozent als «Rentenklaue» ablehnte. (Dieser «Rentenklaue» findet tatsächlich statt, aber

nicht bei den Rentnern, sondern bei den Aktiven.) Er will deshalb mit Kompensationsmassnahmen verhindern, dass die Senkung des Umwandlungssatzes bei den Erwerbstätigen mit tiefen und mittleren Einkommen zu geringeren Renten führt: Bei einem Umwandlungssatz von 5,8 Prozent – was ohne Ausgleich um 15 Prozent tiefere Renten ergäbe – «müssten nach ersten Einschätzungen jedes Jahr zusätzliche Beitragseinnahmen von 3,9 Milliarden Franken erzielt werden».

Deshalb will Bundesrat Berset mit seinem ambitionierten Konzept, das er bis zu den Sommerferien in eine Vorlage zuhanden der Landesregierung umsetzen muss, die erste und die zweite Säule gleichzeitig umbauen. Gemäss Verfassung sollen die Altersrenten «die Fortsetzung der gewohnten Lebenshaltung in angemessener Weise sicherstellen» – als erfüllt gilt dies bei 60 Prozent des letzten Bruttojahreseinkommens. Der Sozialdemokrat will deshalb die AHV mit ihrer Umverteilung stärken und die Pensionskassen mit ihrer Selbstvorsorge eher schwächen. So hofft er, das Volk für die komplexe Vorlage zu gewinnen, so dass sie 2020 – im Jahr, in dem die AHV gemäss allen Szenarien ihren Finanzbedarf nicht mehr decken kann – in Kraft treten könnte.

Die Idee habe auf den ersten Blick durchaus Charme, meint Jérôme Cosandey, der Experte des Think-Tanks Avenir Suisse. Nirgends ist es so schwierig, das Volk für Reformen zu gewinnen,

wie bei den Sozialversicherungen; deshalb wäre unter Umständen ein grosser Wurf empfehlenswert: «Man spielt gleichzeitig auf zwei Schachbrettern, wo sich Bauernopfer im einen Spiel durch Gewinne auf dem anderen Brett kompensieren lassen.» Allerdings droht bei dieser Übungsanlage die Explosion der Komplexität. Ausserdem zweifelt Avenir Suisse am ambitionierten Zeitplan für das Paket, im Vergleich mit den beiden letzten Vorlagen – die eine nur zur AHV, die andere nur zur beruflichen Vorsorge –, die scheiterten (siehe Grafik). Die Parlamentsberatung von «Altersvorsorge 2020» fiel ins Wahljahr 2015, die Volksabstimmung ins Wahljahr 2019 – und in Wahljahren geht in der Politik wenig.

Erfolg für Bortoluzzi

Angesichts der drängenden Probleme drücken die bürgerlichen Parteien auf das Tempo. Bei der AHV fordern sie gemeinsam eine Schuldenbremse, also einen Mechanismus, der bei einer Verschlechterung der Finanzlage ohne weitere politische Entscheide Korrekturen auslöst. Und bei der beruflichen Vorsorge erzielte SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi Ende April einen Erfolg, der selbst seine Partei überraschte: Mit 14 zu 8 Stimmen sprach sich die Sozialkommission des Nationalrats für seine parlamentarische Initiative «Herauslösung der technischen Parameter aus dem BVG» aus. «Man muss sich fragen, ob technische Grössen

wie etwa ein Mindestumwandlungssatz oder ein Mindestzinssatz überhaupt im Gesetz festgeschrieben werden sollen», meint der SVP-Mann. Mit einer Bereinigung des Gesetzes – von Parametern, welche die Politik wie die Fallgeschwindigkeit gar nicht festlegen kann – liesse sich der Wettbewerb zwischen den Anbietern von Vorsorgelösungen verstärken. Der Vorschlag stützt sich auf das Konzept «für eine mehrheitsfähige und korrekt finanzierte Rentenreform», das der Pensionskassenexperte Olivier Deprez und der Gewerkschafter Jorge Serra, der die «Rentenklausur»-Vorlage bekämpft hatte, im Dezember 2011 in der NZZ veröffentlichten. Sie wollen den Umwandlungssatz schon 2015 von 6,8 gleich auf 6,2 Prozent senken und zum Vermeiden von Verlusten die Altersguthaben mit Geldern aus dem bestehenden BVG-Sicherheitsfonds stärken.

«Eine Provokation sondergleichen», fand der *Tages-Anzeiger* – das war es auch für Bundesrat Berset. Der Innenminister lehnte ein Gespräch mit der *Weltwoche* ab, weil es nichts Neues zu sagen gebe, bis er seine Lösung dem Bundesrat vorlege. Ein mehrheitsfähiges Paket zu schnüren, fällt auch ihm nicht leicht, denn das Volk will die Renten nicht kürzen und einfach die Jungen dafür zahlen lassen (siehe Grafik). Aber vielleicht findet Alain Berset ja einen weniger schmerzhaften Wert für die Fallgeschwindigkeit.

Nächste Seite: Tipps für Angestellte und Unternehmer

Wer unternehmerisch denkt, fordert auch in der beruflichen Vorsorge mehr Mitbestimmung und Eigenverantwortung. Erste Lösungen haben sich in den Bereichen Überobligatorium, Freizügigkeit und Säule 3a bewährt. Insbesondere in der Bel-Etage zeigt der Trend in Richtung Individualisierung und Flexibilisierung.

Im Jahre 2000 führte das Vorsorgeunternehmen PensExpert mit der Sammelstiftung PensFlex schweizweit eine Kadervorsorge ein, die eine weitgehende Individualisierung sowie eine völlige Transparenz der Anlagen im überobligatorischen Bereich gewährleistet. Die Lösung kann im Überobligatorium ab Jahreseinkommen von 126'360 Franken als Ergänzung zu einer obligatorischen Pensionskasse eingesetzt werden. Das sogenannte Splittingmodell ermöglicht es den Versicherten, zumindest einen Teil ihrer überobligatorischen Vorsorgevermögen im Rahmen der konservativen Anlagerichtlinien eigenverantwortlich zu bewirtschaften. Dabei profitieren sie von erhöhten Anlagechancen, müssen aber auch die Verlustrisiken tragen.

Vorteile für Versicherte, Unternehmen und Volkswirtschaft

Das Konzept spricht insbesondere Kaderleute und selbständig Erwerbende an und bietet auch unternehmerische und volkswirtschaftliche Vorteile. So werden Elemente der heutigen Vorsorge-Ideologie wie gemeinsamer Deckungsgrad und solidarische Sanierungsmassnahmen im überobligatorischen Bereich hinfällig. Der Versicherte kann im Überobligatorium

Mehr Eigenverantwortung in der 2. Säule

PensFlex Strategieprofile: Performancevergleich per 31.12.2012				
Obligationen	Anlagehorizont	Performance 2012	Performance ø 3 Jahre	Performance ø 10 Jahre
AWI Obligationen CH in CHF	3-5 Jahre	2.6%	4.6%	3.5%
Benchmarkorientiert				
Swisscanto AST Avant BVG Portfolio 10 ¹	3-5 Jahre	5.7%	4.0%	3.7%
Swisscanto AST Avant BVG Portfolio 25 ¹	6-9 Jahre	7.6%	3.7%	4.0%
CSA 2 Mixta-BVG 25 ¹	6-9 Jahre	6.0%	3.1%	3.8%
IST Mixta Optima 25 ¹	6-9 Jahre	7.9%	4.2%	4.3%
Swisscanto AST Avant BVG Portfolio 45 ¹	10-12 Jahre	9.4%	3.5%	4.2%
CSA 2 Mixta-BVG 45 ¹	10-12 Jahre	8.7%	3.2%	4.2%
Zielorientiert				
Reichmuth Voralpin ²	6-9 Jahre	5.2%	2.6%	
Lancierung 1. Juni 2007				
Reichmuth Alpin ²	10-12 Jahre	3.6%	2.4%	
Lancierung 1. August 2003				
Realwertorientiert				
ReallUnit Schweiz ²	6-9 Jahre	5.5%		
Lancierung 1. März 2010				

Quelle: ¹ KGAST und Watson Wyatt AG ² Angaben des Finanzdienstleisters

völlig eigenverantwortlich handeln und muss nicht für Fehler einer fremdbestimmten Anlagepolitik büssen. Zur Auswahl steht ein breites Angebot an ausgewählten BVV2-konformen Investmentlösungen. Ab einem grösserem Anlagevolumen besteht zudem die Möglichkeit, bei Partnerbanken Anlagestrategien mit Einzeltiteln im Rahmen eines Vermögensverwaltungsmandates zu führen.

Die neue Bel-Etage lässt sich in vielfältiger Weise mit einer bereits bestehenden obligatorischen Vorsorgelösung kombinieren. Die Diversifikation der Vorsorge auf zwei unterschiedliche Vorsorgeträger vermindert zudem diverse Risiken, wie zum Beispiel dasjenige der Quersubventionierungen. Bei der Pensionierung können viele Anlagen bei PensFlex unverändert weitergeführt und ins Privatvermögen überführt werden. Dieser Ansatz erhöht die Flexibilität der Vorsorgeplanung markant. Davon profitieren unter anderem auch international mobile Arbeitskräfte. So kann die Auszahlung der überobligatorischen Vorsorgegelder bei einem Wegzug in einen EU/EFTA-Staat als Wertschriften-Transfer erfolgen.

Wahlfreiheit der Anlagestrategie auch für den Mittelstand

Das Angebot scheint in unternehmerischen Kreisen einem breiten Bedürfnis zu entsprechen. Bereits mehr als 750 Unternehmen mit über 2'500 Versicherten haben sich der Sammelstiftung PensFlex angeschlossen. Der Wunsch nach mehr Freiheit und Mitbestimmung in der beruflichen Vorsorge ist nicht mehr aufzuhalten. Die Bevormundung der Versicherten sollte durch den Gesetzgeber weiter abgebaut werden und die freie Wahl der Anlagestrategie für das ganze Überobligatorium der 2. Säule, d.h. ab einer Lohnsumme von CHF 84'240 ermöglicht werden.



Jörg Odermatt ist Gründer und Geschäftsführer der PensExpert AG

«Maximale Leistung, minimale Kosten»

Die gesetzlichen Regelungen für die berufliche Vorsorge sind nicht leicht zu durchschauen. Die *Weltwoche* hat ausgewiesene Vorsorge-Experten gefragt, was sie Angestellten, Selbständigen und Unternehmen empfehlen.

Tipps für Angestellte

«In der beruflichen Vorsorge kommen Veränderungen auf uns zu, über die wir heute nur Vermutungen anstellen können. Fachleute gehen zum Beispiel davon aus, dass immer mehr Menschen in mehreren Schritten aus der Arbeitswelt ausscheiden werden. Konkret kann das bedeuten, dass ein Arbeitnehmer sein Pensum mit 60 auf 80 Prozent reduziert, mit 65 auf 50 Prozent senkt und dafür bis 68 weiterarbeitet, weil ihn sein Chef darum gebeten hat. Wer als Angestellter heute richtig für das Alter vorsorgen will, muss deshalb darauf achten, dass er die verschiedenen Mittel – Rente, Auszahlungspläne, Bargeld und anderes – so kombiniert, dass er verschiedene Szenarien bewältigen kann.»

Philippe Egger

«Bei der Wahl des Arbeitgebers spielt die Situation der Pensionskasse eine Rolle. Erhalte ich die versprochenen Leistungen, oder muss ich gleich zur Sanierung beitragen? Während der Dauer der Anstellung sollte man Einfluss nehmen auf die Mitglieder im Stiftungsrat der Vorsorgestiftung, damit man die Flexibilisierung haben kann, die auch innerhalb des BVG möglich ist.»

Martin Janssen

«Die Angestellten müssen ihre Rechte als Arbeitnehmer bei der Wahl der Pensionskasse kennen. Jedes Unternehmen hat eine Vorsorgekommission, und diese entscheidet paritätisch (Arbeitnehmer/Arbeitgeber), welche Vorsorgelösung für das Unternehmen in Frage kommt. Die Arbeitnehmer erwarten von ihrer



«Einfluss nehmen»: Finanzspezialist Janssen.

Pensionskasse maximale Leistung zu minimalen Kosten, mit anderen Worten: eine hohe Altersrente und tiefe Verwaltungskosten. Ganz wichtig sind aber auch die Leistungen bei Invalidität oder Tod. Allerdings erleichtern die Fachterminologie und Schnittstellen zu anderen Gesetzen das Verständnis nicht. Aus diesem Grund sollte die Pensionskasse den Versicherten zur Seite stehen und schnell und unbürokratisch Ratschläge und Empfehlungen geben. Umgekehrt sollten sich die Versicherten nicht scheuen, bei ihrer Pensionskasse Rat zu suchen.»

Franz Zwyszig

Tipps für Selbständige und Unternehmer

«Unternehmer müssen in erster Linie entscheiden, ob sie bereit sind, die Risiken der beruflichen Vorsorge selber zu tragen, oder ob sie diese teilweise oder ganz an einen Versicherer abtreten wollen. Für die KMU dürfte die berufliche Vorsorge in den kommenden Jahren an Bedeutung zunehmen. Immer mehr Arbeitnehmer achten bei einer neuen Stelle auch auf die Leistungen der Pensionskasse. Der sich abzeichnende Fachkräftemangel dürfte diese Tendenz verstärken.»

(pe)

«Selbständige können zwar im Rahmen der dritten Säule bis zu einem gewissen Grad steuerbefreit sparen. Für Selbständige und KMU empfiehlt sich aber die Wahl einer Sammelstiftung. Hier geht es vor allem darum, dass das KMU einen eigenen Rechnungskreis darstellt, damit dieses KMU nicht für die Sanierung anderer Vorsorgewerke beigezogen werden

kann. Im Weiteren spielt auch die Frage der Flexibilisierung der Anlagestrategie eine Rolle, damit diese aufs Unternehmen zugeschnitten wird.»

(mj)

«Selbständige sind nicht dem BVG unterstellt, Branchenverbände und Versicherungen bieten aber Vorsorgelösungen an, um auch Selbständige versichern zu können. Viele Unternehmer suchen eine preiswerte Vorsorgelösung für ihre Mitarbeiter, ohne aber vorher die Bedürfnisse des Unternehmens, der Mitarbeiter oder die Struktur zu untersuchen. Eine gute Pensionskasse kann bei der Suche von Fachkräften ein Wettbewerbsvorteil sein, weil dieser bei erfahrenen Fachspezialisten die Attraktivität des Unternehmens erhöht. Hat das Unternehmen die Rahmenbedingungen geklärt, dann sollte es verschiedene Offerten für verschiedene Vorsorgemodelle einholen. Dabei ist die Unterstützung durch einen Makler mit guten BVG-Kenntnissen sehr hilfreich.»

(fz)

«Jedes Unternehmen muss seine Mitarbeiter obligatorisch in der beruflichen Vorsorge versichern – entweder über eine eigene (halb)autonome Pensionskasse oder eine Sammelstiftung. Achten Sie bei der Wahl Ihrer Vorsorgelösung nicht nur auf den Preis, also die Höhe der Beiträge und der Versicherungsleistungen, weil das fürs Unternehmen und die Versicherten zum Bumerang werden könnte. Schauen Sie die Risiken der gewählten Vorsorgelösung genau an, und überprüfen Sie sie auch periodisch. Besonders wichtig sind die finanzielle Lage, die Anla-



«Verschiedene Szenarien»: CEO Egger.



«Maximale Leistung»: Geschäftsführer Zwyszig.



«Risikobereitschaft»: Managing Director Walter.

gestrategie sowie das Verhältnis von Versicherten zu Rentnern. Beachten Sie wichtige Grössen wie den technischen Zinssatz und den Umwandlungssatz. Ein zu hoher Umwandlungssatz ergibt zwar für die Versicherten attraktive Altersrenten, führt jedoch zu Pensionierungsverlusten, welche die finanzielle Lage der Pensionskasse verschlechtern. Eine Anlagestrategie mit hoher Volatilität kann bei ungünstigem Verlauf zu beträchtlichen Anlageverlusten und einer Unterdeckung führen. Das Unternehmen zahlt bei einer Unterdeckung mindestens die Hälfte der Sanierungsbeiträge. Berücksichtigen Sie deshalb bei der Wahl der Vorsorgelösung die Risikofähigkeit und die Risikobereitschaft Ihres Unternehmens sowie die Konditionen einer Vertragsauflösung. So können Sie goldene Fesseln vermeiden. Ziehen Sie für die Wahl der Vorsorgelösung einen PK-Profi bei, der Ihnen die Risiken transparent darstellt.»

Jürg Walter

Philippe Egger ist CEO der Axa Winterthur.
Martin Janssen ist Professor of Finance an der Universität Zürich und leitet die Ecofin-Gruppe, welche unter anderem Pensionskassen berät.
Franz Zwyssig ist Geschäftsführer der Pensionskassenberatung B+B Vorsorge AG.
Jürg Walter ist Managing Director der Pensionskassenberatung LCP Libera AG.

Protokoll: Florian Schwab

Vermögen

Wo liegt das Pensionskassen-Geld?

Wer 625 Milliarden gewinnbringend anlegen will, der muss auch Risiken in Kauf nehmen. Von Florian Schwab

An einem Frühlingstag im April lud das J. P. Morgan Asset Management zu einer Beurteilung der Marktlage und zu einer Präsentation eines Schwellenmarkt-Fonds ein. Das Publikum bestand aus rund 150 Vertretern von institutionellen Anlegern. Beinahe täglich finden solche und ähnliche Präsentationen in Zürich statt. Grosse Vermögensverwalter (Asset-Manager) buhlen um die Gunst von Grossanlegern.

Besonders umschwärmt werden die Vorsorgeeinrichtungen, denn hier gibt es viel zu holen. Ende 2011 wiesen sämtliche Pensionskassen der Schweiz zusammen Aktiven von 625 Mrd. Fr. aus. Laut der Unternehmensberatung Towers Watson ist es der siebtgrösste Vorsorgemarkt der Welt. Gemessen an der Grösse der Volkswirtschaft, sind die Schweizer weltweit gar am zweitbesten abgesichert, nämlich mit 118 Prozent ihres Bruttoinlandproduktes. Nur in den Niederlanden ist das Altersgut haben noch höher (156 Prozent).

Die grösste Pensionskasse der Schweiz ist die Publica, die Vorsorgestiftung des Bundes, welche allein 35 Mrd. Fr. in ihren Büchern hat. Es folgen die skandalumwitterte Beamtenvorsorgekasse des Kantons Zürich (20,9 Mrd. Fr.) und die Pensionskasse der UBS (20,6 Mrd. Fr.). Über die Beschaffenheit der Vermögenswerte gibt die Pensionskassenstatistik des Bundesamts für Statistik Auskunft. Im Durchschnitt sind 37 Prozent der 625 Mrd. Fr. in Anleihen (Obligationen) investiert (Zahlen von Ende 2011). Davon entfällt ein Drittel auf Anleihen in Fremdwährungen, wie beispielsweise Euro-Anleihen, und zwei Drittel auf Anleihen in Franken.

Der Aktienanteil aller Pensionskassen zusammengenommen beträgt 25,7 Prozent, wobei hier die ausländischen Titel mit einem Anteil von fast drei Vierteln dominieren. Übrige Anlagen bewegen sich im einstelligen Prozentbereich.

Werner Rutsch, der bei Axa Investment Managers (Axa IM) den Bereich institutionelle Kunden leitet, beobachtet, dass bei den Pensionskassen die Nachfrage nach Investitionen in Schwellenländern in den vergangenen 18 bis 24 Monaten hoch geblieben ist, und zwar «sowohl im Aktien- wie im Obligationenbereich».

Entscheidend sei eine breite Diversifikation. Jede nicht genutzte Anlageklasse stelle eine verpasste Renditechance dar. Nach Ansicht von Rutsch sollten Pensionskassen «aufgrund ihres langfristigen Anlagehorizonts auch in nicht börsenkotierte oder illiquide Werte» investieren, also in Private Equity oder Immobilien. Letztlich bestimme die «Sollrendite» einer Pensionskasse auch die Anlagestrategie.

Im Jahr 2012 betrug die durchschnittliche Rendite der Pensionskassen stolze 7,2 Prozent. Dies heisst, dass manche Kassen noch bedeutend besser abgeschnitten haben. Laut Experten waren Renditen von 9 Prozent keine Seltenheit.

Doch die Pensionskassen sind dringend darauf angewiesen, dass ihre Anlagen langfristig genügend abwerfen. Wenn die Rendite von Obligationen der Eidgenossenschaft nahe null ist, dann liegt die Zukunft, so sind Beraterfirmen wie J. P. Morgan Asset Management oder Axa IM überzeugt, in riskanteren Anlageklassen.

vorsorge



Jurastrasse 20, Postfach, 4601 Olten
Telefon 062 207 10 80
Fax 062 207 10 85
info@fundamenta.ch

Liederliche Göttin

Marilyn Monroe, gefilmt von einem Teenager. Eine Liebesgeschichte, ein Märchen und eine Europapremiere. In Zürich sind neuentdeckte Monroe-Bilder zu sehen: Marilyn, so persönlich wie nie. Von *Daniele Muscionico*

Er war 14, sie war 29. Er war dürr, Segelohren, ein Kind aus der Bronx. Sie die blonde *bombshell* aus Hollywood, Amerikas Sexidol. Alle prophezeiten, es würde nie funktionieren. Und natürlich funktionierte es nicht. Doch an einem aufwühlenden Tag im März 1955 liebten sich Peter Mangone und Marilyn Monroe tatsächlich – vermittelt seiner Kamera.

Die Bilder, die es beweisen, sind jetzt in Zürich zu sehen. Der Fotopionier und Fotosammler Walter Keller zeigt sie in seiner Galerie, zum ersten Mal in Europa. Marilyn, so intim wie nie. Frei von Angst, weich, offen, verletzlich – und hüllenlos: bekleidet nur mit sich selber.

Vielleicht gab es in New York 1955 keinen grösseren Marilyn-Fan als ihn: den Teenager Peter Mangone. Er dachte an nichts anderes als an sie, tags und nachts sowieso. Sein Zimmer in der Bronx war ein Marilyn-Schrein. Als er erfuhr, dass seine Göttin in der Stadt sei, um im Actor's Studio bei Lee Strassberg Schauspielunterricht zu nehmen, beschloss er, die Schule aufzugeben. Er band sich morgens eine Krawatte um, fuhr mit der U-Bahn nach Manhattan, und er stellte sich vor das Gebäude, in dem sie abgestiegen war. Geflüchtet nach ihrer Trennung vom ehemaligen Baseballspieler Joe DiMaggio und den Missachtungen durch 20th Century Fox, ins «Gladstone Hotel» an der 52. Strasse.

Er sah ihre Schulter, ein Bein

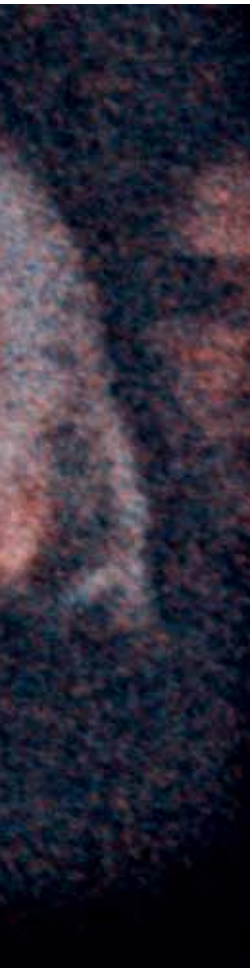
Dort wartete Peter, und er wartete Wochen, Monate. Er postierte sich gegenüber dem Hoteleingang. Meistens geschah nichts. Keine Marilyn verliess das Hotel. Oder dann sah er sie nur für Sekunden. Wie sie in einen Wagen stieg. Marylins Schulter, ein Bein. Doch er war beglückt. Der Teenager fuhr abends mit der U-Bahn in die Bronx zurück in dem Gefühl, er käme von einem Date.

Und je länger er vor dem Hotel wartete, umso mutiger wurde er. Einmal brachte er Papier mit, einen Bleistift, und er fasste sich ein Herz, er bat sie um ein Autogramm. Marilyn unterschrieb! Fortan blickte sie in seine Richtung, wenn sie das Gebäude verliess.

Dann sprach sie ihn an, und sie begann sich um ihn zu kümmern. «Hast du nicht kalt?»,



Sie sieht den Jungen, sieht seine Filmkamera und – sie winkt ihn zu sich: Hollywood-Star Monroe,



aufgenommen vom 14-jährigen Peter Mangone, im März 1955.



Monroe, wie sie hätte sein können. Und wie sie wirklich war.

fragte sie ihn des Öfteren. Oder: «Hattest du gestern nicht eine rote Krawatte um?» Sie bot ihm Bonbons an. Sie erkundigte sich nach seinem Befinden. Und als es einmal besonders heftig regnete, der Wind bissig durch die Häuserschluchten fuhr, liess sie ihn von ihrem Chauffeur zur U-Bahn-Station bringen. Sie nannte ihn «Pete».

Eines Tages lieh sich Pete die kleine Videokamera seines älteren Bruders, ein Konfirmationsgeschenk. Nun ja, er borgte sie sich, ohne den Besitzer zu fragen. Es war eine 8-Millimeter-Kamera, und mit ihr stand er vor dem Gladstone Hotel. Und wartete. Wie immer.

Die Drehtür öffnet sich. Zwei Herren in dunklen Anzügen betreten die Strasse: der Modedesigner George Nardiello und Monroes persönlicher Berater in jenen Jahren, der Fotograf Milton Greene, der sie ermutigt, die Machtprobe mit Hollywoods allmächtigen Studios zu wagen und eine eigene Produktionsfirma zu gründen. Die Schauspielerin

kämpft seit Jahren erfolglos gegen die beschämend niedrige Entlohnung, die ihr vertraglich vorgegeben ist, und gegen Rollen, die sie für unwürdig hält.

Und dann kommt Marilyn. Sie sieht den Jungen, sieht seine Filmkamera und – sie winkt

Eines Tages lieh er sich die kleine Videokamera seines Bruders, ein Konfirmationsgeschenk.

ihn zu sich: Marilyn Monroe lädt Pete ein, sie auf ihrer Shoppingtour durch die 5th Avenue zu begleiten. Mit seiner Kamera. Er beginnt zu drehen, sie haucht ihm Kuschhände zu. Sie spielt mit ihm und mit der Kamera, wie Kinder mit Kindern spielen, wenn sie sich unbeobachtet glauben und glücklich sind. Marilyn weiss, dass der Spass keine Konsequenzen hat, dass diese Bilder in keiner Zeitung erscheinen werden. Marilyn ist ganz Marilyn. Sie will dem

Teenager eine Freude machen, will Pete glücklich sehen. Pete und Marilyn, ein imaginäres Liebespaar.

Jetzt ist sie das Mädchen, das Truman Capote vier Jahre nach Mangones Aufnahmen so beschreiben wird: «untough» und viel «zu weich» für den Typ, den Hollywood aus ihr gemacht hat. Den Typ «der Schlampe, der liederlichen Göttin», liederlich in dem Sinne, «wie ein Bananensplit oder ein Amarena-Becher liederlich und trotzdem göttlich» sein kann.

Das Ereignislose wird zum Ereignis

An diesem Märztag ist Marilyn das Mädchen, das auch noch nach ihrem bis dato erfolgreichsten Film, «Das verflixte 7. Jahr» unbehelligt von fremden Blicken durch die Strassen von New York schlendern kann. Die vergebens nach Taxis winkt oder bei Nedick's einen Orangensaft bestellt, ohne dass der Mann hinter der Theke gewahr wird, dass das Objekt seiner ehrgeizigeren Träume direkt vor ihm steht. Truman Capote: «Meistens muss bei der Monroe sogar ausdrücklich gesagt werden, dass es sich um die Monroe handelt, denn auf den ersten Durchschnitts-Blick wirkt sie nicht anders als eine Durchschnitts-Geisha, das Spesenkonto-Schätzchen, eine von den vielen, vielen Tingel-Tangel-Hübschen, die sich schon mit zwölf die Haare färben und mit zwanzig den dritten Ehemann ausplündern.»

Vielleicht wirkt die Monroe wie eine plündernde Diva. Ihre feuchten Lippen, ihre überlaufende Blondmähne, der notorisch rutschende BH-Träger. Der rhythmische Andrang ruheloser Massen gegen die engen Grenzen ungeräumiger Dekolletés. Das ist die Marilyn der Öffentlichkeit. Eine Karikatur, die sich am Ende selber ironisieren wird: Das Kleid von George Nardiello, das sie am 16. Mai 1962 zum Geburtstag von John F. Kennedy trägt, um vor 15 000 Menschen das Liedchen «Happy Birthday, Mr President» zu hauchen, ist so eng, dass man sie regelrecht einnähen muss.

Doch die private Marilyn ist anders. Sie ist die Marilyn von Pete. Ein Wesen mit dem göttlichen Talent, sich auf Gefühle zu konzentrieren. Auf die Gefühle der Figuren, die sie spielt. Alleamt heimatlose Geschöpfe mit frechem Pathos und dem Charme der Glaubwürdigkeit. Entsprechend gering ist deshalb der Unterschied zwischen Marilyn's Filmfiguren und Marilyn's privaten Bildern von Peter Mangone. Man erkennt in beiden, im übertragenen wie im realen Sinn, dass man ein Waisenkind vor sich hat.

Peter Mangones Bilder zeigen die unperfekte Marilyn, und sie sind weit wahrer, weil nonchalanter als jene in den abertausend Coffee-Table-Books dieser Welt über die Monroe. Hier wird das Ereignislose zum Ereignis.

Die Schauspielerin war gezeichnet und gleichzeitig umstrahlt von den Stigmata der ewig unbehausten Waisen. Etwas unrettbar Trauriges war um sie. Aus jeder Bekanntschaft



«Auf den ersten Durchschnitts-Blick wirkt sie nicht anders als eine Durchschnitts-Geisha» (Truman Capote über Marilyn Monroe).

wollte sie einen liebevollen Beschützer machen. Oder, ihn liebevoll beschützen. Pete durfte sie beschützen. Ohne Furcht, ihr über-grosses Liebesbedürfnis würde in einem Tagebuch notiert – und später skandalisiert werden. Wie im Falle des Dramatikers und letzten Ehemannes Arthur Miller, mit dem sie einige Wochen nach der Shoppingtour mit Pete eine Affäre beginnen wird: Marilyn musste irgendwann entdecken, dass Miller sie als «unberechenbare, hilflose Kindfrau» beschrieb, für die er nur Mitleid empfinde.

Peter Mangone und Marilyn Monroe, das flüchtig-fiktive Liebespaar für einen Tag, trennten sich nach dem Ausflug wieder. Die beiden sahen einander nie mehr. Weshalb? Das ist das Geheimnis von Mangone geblieben, der letzten Dezember im Alter von 73 Jahren starb. Auch er hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt, ganz ohne Marilyn sogar.

Die Schauspielerin kehrte gemeinsam mit Milton Greene im Februar 1956 triumphal

nach Hollywood zurück, um in dem Film «Bus Stop» die weibliche Hauptrolle zu übernehmen. Mit Miltons Hilfe schien es ihr endlich gelungen, eine gewisse Kontrolle zumindest über ihr berufliches Schicksal zu gewinnen.

Sie war gezeichnet und gleichzeitig umstrahlt von den Stigmata der ewig unbehausten Waisen.

Doch im privaten Leben kämpfte sie weiterhin gegen ihr falsches, verfängliches Image und scheiterte an Männern, Drogen und Depressionen. Marilyn starb an einer Überdosis 1962 im Alter von 36. Mangone wurde erst ein *speed skater*, ein Roller-Derby-Star und später schliesslich ein Starfriseur. Er lebte in Florida und arbeitete für viele Hollywood-Stars, die in Las Vegas ihre Shows zeigten, Liza Minnelli, Zsa Zsa Gabor oder Donna Summer. Den Film,

den er an jenem legendären Frühlingstag über Monroe drehte, glaubte er weggeschmissen zu haben. Er galt jedenfalls als verschollen, fünfzig Jahre lang.

2002 entdeckte Mangones Bruder die Filmrolle in einer Kartonschachtel in der Wohnung seines Vaters. Mangone war nun ein zweites Mal berühmt; und es schien ihm, als sei seine grosse Liebe noch schöner als damals, im März 1955. Zum Anlass seines Todes stellte die New Yorker Danziger Gallery diesen Februar die Stills zum ersten Mal aus, und online erobern sie die Welt. Zum Entzücken von Millionen Menschen. Denn das ist Marilyn. Wie sie hätte sein können. Und wie sie wirklich war.

Marilyn Monroe: Galerie Walter Keller, Oberdorfstrasse 2, Zürich. 17. Mai bis 29. Juni.
Truman Capote über Marilyn Monroe in «Die Hunde bellen». Kein & Aber, 904 S., Fr. 49.50

Bestseller

Belletristik

1 (2) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)

2 (1) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)

3 (3) **Martin Walker**: Femme fatale (*Diogenes*)

4 (4) **Tess Gerritsen**: Abendruh (*Limes*)

5 (6) **Christian Schmid**: Blas mer i d Schue (*Cosmos*)

6 (9) **Blanca Imboden**: Wandern ist doof (*Wörterseh*)

7 (5) **Viveca Sten**: Mörderische Schärenächte (*Kiepenheuer & Witsch*)

8 (8) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)

9 (7) **Lisa Jackson**: Spur der Angst (*Drömer/Knaur*)

10 (10) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin (*Blanvalet*)

Sachbücher

1 (1) **Wilfried Meichtry**: Mani Matter (*Nagel & Kimche*)

2 (-) **Alain de Botton**: Religion für Atheisten (*S. Fischer*)

3 (7) **Jamie Purviance**: Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)

4 (2) **Richard David Precht**: Anna, die Schule und der liebe Gott (*Goldmann*)

5 (3) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)

6 (4) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)

7 (6) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)

8 (-) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)

9 (-) **Amanda Knox**: Zeit, gehört zu werden (*Drömer/Knaur*)

10 (-) **Eben Alexander**: Blick in die Ewigkeit (*Ansata*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Think Tank

Eine Schweizer Autorengruppe machte sich im Rahmen der Solothurner Literaturtage Gedanken über die Literaturförderung. «Nationaler Think-Tank Literatur» nannte sich das Gremium vorerst, dann «Groupe de réflexion». Bedeutungsschwer präsentiert sich auch das Papier mit den Resultaten der Denkarbeit: «Solothurner Verlautbarung» heisst es und enthält vierzehn Forderungen. Wie tiefgründig nachgedacht wurde, zeigt exemplarisch Forderung neun: «Schaffung von Literaturzügen». Oder Forderung dreizehn: «Einführung eines täglichen Literaturtipps im Fernsehen zur besten Sendezeit». Eine Forderung ging allerdings vergessen: «Weniger unnütze Forderungen stellen, dafür bessere Bücher schreiben». (rb)

Autoren

Neue Heiterkeit

Geistreich, unbestechlich, brillant: Der grosse Schweizer Schriftsteller Urs Widmer feiert am 21. Mai seinen 75. Geburtstag. Von Pia Reinacher

Ein sonniger, stiller, ungewöhnlich friedlicher 1.-Mai-Tag. Urs Widmer hat mich für das Gespräch zu seinem 75. Geburtstag zum Kaffee eingeladen. Es wird ein vergnüglicher Nachmittag mit dem Schriftsteller in seinem versteckten Häuschen im Garten des hellblauen Gründerzeithauses in Zürich Hottingen. Der Autor benutzt es schon seit Jahren als Schreibwerkstatt. Der schattige Eingang liegt verborgen neben einem Bambuswäldchen, die eleganten Stängel neigen sich wie ein Tor über den Weg. Eine steile Treppe führt zu seinem Atelier: ein Schreibtisch, ein kleines Besuchertischchen, an den Wänden Bücherregale, ein paar Künstlerplakate. Urs Widmer wirkt heiter und entspannt wie selten. Hin und her springend, sprechen wir über seine Kindheit, seine Bücher, seine Eltern, sein Leben als Lektor im Suhrkamp-Verlag und darüber, wie er über Nacht zum Schriftsteller wurde. 1965 stirbt sein Vater, Walter Widmer, ein bekannter Romanist, Gymnasiallehrer und Übersetzer von Werken der französischen Literatur. Der Vater habe ein Leben lang selber einen Roman schreiben wollen – als er stirbt, wächst dem Sohn die Sprache. Er beginnt mit literarischen Versuchen. Drei Jahre später erscheint sein vielgelobter Erstling «Alois» (1968).

Urs Widmer ist ein schlagfertiger Gesprächspartner, stachelig und virtuos, eigensinnig und gebildet, verschlossen und originell. Ein Intellektueller, der die Zustimmung keineswegs sucht, den Widerstand geniesst, die Argumente blitzschnell bündelt und damit sein Gegenüber verblüfft.

Der Erzähler, Theaterautor und Essayist gehört zu den markantesten Figuren der Schweizer Literatur. Er ist einer der wenigen, die das halböffentliche Doppelamt von Autor, moralischer Instanz und politischem Kommentator souverän meistern und sich gerne einmischen. Berühmt gemacht hat ihn sein Roman «Der Geliebte der Mutter» (2000). Es ist auch sein meistverkaufter. Dass er ihn schreiben würde, wusste er schon Jahre zuvor, die ersten zwei Sätze trug er fixfertig mit sich herum: «Heute ist der Geliebte der Mutter gestorben. Er war steinalt, kerngesund noch im Tod.» Es ist die autobiografische Geschichte seiner Mutter, die, süchtig geworden, sich in der stummen Hingabe an einen berühmten Dirigenten (in Realität Paul Sacher) verstrickt, immer rettungsloser in die Abhängigkeit des Weiber-



Entspannt wie selten: Urs Widmer feiert in seinem

fressers, despotischen Eroberers und glänzenden Musikers versinkt und sich am Ende umbringt. Schwebend leicht erzählt, mit ernsthafter Eindringlichkeit und luzider Erkenntniskraft – ein Meisterstück.

Wo bleibt der Nachwuchs?

Plötzlich merkte Widmer, dass sein Vater im Buch genau in drei Sätzen vorkommt, was denn doch ungerecht sei. So schob er vier Jahre später «Das Buch des Vaters» nach: «Mein Vater war ein Kommunist», setzt es ein, und es rollt das zerrissene Leben des Intellektuellen auf, das von Büchern bestimmt war – und der Liebe zu einer Frau, deren Gedanken bei einem anderen waren. Die beiden Romane sind Höhepunkte in der Karriere von Urs Widmer – flankiert von seinem Theaterstück «Top Dogs» (1996): einem Psychogramm des Managers auf der Wildbahn einer ökonomisch dominierten Gesellschaft, die schliesslich ihre eigenen Akteure verschlingt.

Widmer gehört zur Handvoll helvetischer Autoren, die im Ausland wahrgenommen werden. Die meisten Bücher verkauft er jenseits der Grenze. Er wirkt unbeschwerter denn je.



Zürcher Atelier.

Seine Kindheitsängste, die ihn ein halbes Leben verfolgten, habe er dank einer Psychoanalyse abgeschüttelt.

Wir plaudern über die Schweizer Literatur, über sein Leben, seine Bücher. Ob er meinen Eindruck teile, dass die Schweizer Literatur dahintaumle, unverwechselbare Nachwuchsfiguren fehlten, die Kritik verelende und das Feuilleton am Untergehen sei? Widmer stimmt zu und hält gleichzeitig dagegen. Sofort fallen ihm jüngere Autoren ein, die er für vielversprechend hält: Arno Camenisch, Pedro Lenz, Ursula Timea Rossel oder Raphael Urweider. Aber die Vordenker, die sich öffentlich einmischten, fehlten, werfe ich ein. Die Generation von Peter Bichsel, Jörg Steiner, Adolf Muschg, Hugo Loetscher, Gerhard Meier oder Markus Werner habe sich viel zu hermetisch an der gleichen Altersgruppe orientiert – unterstützt von gleichaltrigen Germanisten und Literaturkritikern, Kulturfunktionären und Politikern. Langsam breche der vitale Kern der Schweizer Literatur weg – zurück bleibe ein Vakuum.

Widmer wird nachdenklich. Ein Schriftsteller habe häufig Leser gleichen Alters, das sei bis

zu einem gewissen Grad normal. Tatsächlich fehlten nicht so sehr die Talente, aber die Leithammel gebe es nicht mehr. Dass die Literaturkritik am Schrumpfen ist und das Niveau der Rezensionen laufend abnimmt, beobachtet allerdings auch er. Dass der Platz fürs Feuilleton schwinde, sei offensichtlich. Wo die eigenwilligen Verlegerfiguren seien, frage ich. Mit dem Verschwinden von Egon Ammann nach Berlin und dem Tod von Daniel Keel ist eine Lücke entstanden. Den Exodus von Ammann hält Widmer für einen grossen Fehler, aber aus der Sichtweise des Verlegers für verständlich. Der Tod Daniel Keels sei ein immenser Verlust. Umso mehr freut Widmer sich, dass Philipp Keel in die Fussstapfen des Vaters getreten ist.

Zu seinem Geburtstag hat der Verlag Widmers «Gesammelte Erzählungen» in einem prachtvollen Band herausgegeben. Der Autor ist bereits unterwegs zu neuen Projekten. Im Herbst erscheint «Reise an den Rand des Universums», seine Autobiografie. Er hat sich aufgemacht, die ersten dreissig Jahre seines Lebens neu zu besichtigen – eine literarische Reise mit unbestimmtem Ausgang. ○

Jazz

Hommage an Don Cherry

Von Peter Rüedi

Als Trilok Gurtu, 61, Tablaspieler aus Bombay, in den späten siebziger Jahren in den Westen kam, wurde er bald eine gefragte Figur in jenen Jazzkreisen, die damals scharf auf Exotika waren. Der erste westliche Musiker, mit dem er auftrat, war Charlie Mariano. Dass er bald viel mit Don Cherry spielte, später mit John McLaughlin, war nur folgerichtig, wie die Zusammenarbeit mit Oregon, Jan Garbarek, Joe Zawinul oder Pat Metheny. Das waren allesamt weltmusikalisch affizierte Partner, aber auch Jazzmusiker.

«Mittlerweile hat sich Jazz zu einer intellektuellen Musik für ein kleines Publikum gewandelt», meint Gurtu heute. «Ich aber bin kein Jazzmusiker, sondern ein indischer Musiker, der moderne indische Musik spielte, und zwar für junge Leute.» Trilok wurde zu einer Art Leitfossil von sogenannter Weltmusik – die «moderne indische Musik für junge Leute» hatte mit der Hochkultur der klassischen indischen Musiken nur bedingt zu tun. Wie auch immer: Jetzt überrascht der Jazz-Skeptiker mit einer CD, die denn doch seine «jazzigste» seit langem ist. Sie ist eine Hommage an die Jazztrompete im Allgemeinen und eine an seinen einstigen Freund Don Cherry im Besonderen. Von diesem rahmen zwei Reliquien die CD ein: eine halbe Minute zu Beginn, ein paar Worte zum Schluss. Dazwischen schreibt sich eine Reihe von Trompetern in die Jazzgeschichte ein: der Türke Hasan Gözetlik fulminant mit Dizzy Gillespies «Manteca», der Norweger Nils Petter Molvaer raumschaffend mit Miles' «Jack Johnson/Black Satin», der Libanese Ibrahim Maalouf mit Cherrys «Universal Mother», der Amerikaner Ambrose Akinmusire und der Deutsche Matthias Höfs (ein klassischer Trompeter) mit Miles' Evergreen «All Blues», der Sarde Paolo Fresu mit «Brown Rice» von Cherry.

Fünf Titel sind von Gurtu selbst. Wir sassen, wie der Titel suggeriert, *spellbound* (gebannt), würde die Rhythmusgruppe, zumal die Keyboards von Tulug Tirpan, das Ganze nicht in ein pastelliges Ungefähr vernebeln, das uns die Mode «Weltmusik» immer schon ungeniessbar machte.



Trilok Gurtu: Spellbound. Moosicus Records M 1206

Prophet in eigener Sache

F. Scott Fitzgerald bürgt für Glamour und Erfolg. Aber der amerikanische Schriftsteller, dessen berühmtester Roman, «The Great Gatsby», jetzt verfilmt wurde, kannte auch die dunklen Seiten, wenn die Party vorbei ist. Von Julian Schütt

Lasst uns [H. G.] Wells, James Joyce und Anatole France umbringen, damit es mit der Literatur vorangehen kann», empfahl er in einer Besprechung. Doch zur Strecke gebracht wurde zunächst er selbst. Es brauchte dazu keinen Killer. Der Alkohol hatte seinen ohnehin schwachen Körper schon ausreichend im Griff. Und den Rest besorgte mit aller Grausamkeit der Literaturmarkt, dessen schillerndes Aushängeschild er in den Roaring Twenties, dem «Jazz Age», wie er es nannte, gewesen war.

Erstmals in den Abwärtssog geriet er ausgerechnet mit dem Buch, dessen Neuverfilmung mit Leonardo DiCaprio nun zur vielleicht triumphalsten globalen Verbreitung des Namens F. Scott Fitzgerald beitragen wird: «The Great Gatsby», heute ein Meilenstein der amerikanischen Literatur, von dem jedes Jahr allein in den USA über 100 000 Exemplare abgesetzt werden. Als der Roman 1925 erschien, waren die Verkäufe aber trotz wohlwollender Besprechungen weit unter Fitzgeralds Erwartungen. Schon einige Monate nach der Veröffentlichung war das Werk kommerziell tot.

Drei Herzinfarkte

Alle Hoffnungen, endlich aus den Schulden herauszukommen, zerschlugen sich. Eigentlich konnten sich weder Fitzgerald noch seine Frau Zelda ihren extravaganten Lebensstil weiterhin leisten. Gegen Ende der 1930er Jahre war er als Schriftsteller dann nur mehr einer unter vielen. Er begann selber an sich zu zweifeln: «Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob ich je wieder ein populärer Autor sein werde», schrieb er im November 1939 seinem Lektor. Allerdings gab es Lichtblicke in der eigenen Literatur. Aufgrund der Qualität seines Romans «Die Liebe des letzten Tycoon» glaubte er – zu Recht, wie sich herausstellen wird – an «ein kleines Stück Unsterblichkeit».

Ein halbes Jahr vor dem tödlichen dritten Herzinfarkt flehte Fitzgerald seinen Verlag an, die älteren Bücher nachzudrucken, um seinen Namen im literarischen Bewusstsein lebendig zu halten, und dabei sprach er von seinem Ruhm selber schon mit der Weinerlichkeit eines Resignierten und längst nicht mehr in der Gegenwartsform: «Aber so vollständig und auf so ungerechte Weise zu sterben, nachdem ich so viel gegeben habe. Selbst heutzutage wird in Amerika wenig veröffent-

licht, was nicht ein wenig meinen Stempel trüge – im kleinen Massstab war ich ein Original.»

Zwar soll er nach Angaben Sheilah Grahams, seiner Lebensgefährtin der späten Jahre, zuletzt trocken gewesen sein und konzentriert gearbeitet haben. Dennoch waren die Leute, die ihn kannten, nicht überrascht, als er am 21. Dezember 1940, erst vierundvierzigjährig, in Los Angeles starb. Ein Zeuge des Begräbnisses beobachtete, an den kleinen, faltigen Händen des Toten sei zu erkennen gewesen, dass Fitzgerald wie ein alter Mann gelitten habe musste.

Den meisten Nachrufschreibern galt er als Schriftsteller, der mit seinen Eskapaden das eigene Talent vergeudet hatte; entsprechend lustlos und herablassend erledigten sie ihre

Schon einige Monate nach der Veröffentlichung 1925 war sein Roman kommerziell tot.

Pflicht. Im *Time*-Magazin wurde das Hauptwerk «Der grosse Gatsby» nicht einmal erwähnt. Die *New York Times* bedauerte, der Autor sei leider nie erwachsen geworden. Er galt als Relikt einer überholten Zeit.

Immerhin gab es vereinzelte Stimmen, die sich der allzu gründlichen Beerdigung widersetzen. Zu ihnen gehörte der Romancier John Dos Passos, der erstmals öffentlich hervorhob, «Der grosse Gatsby» sei «einer der wenigen klassischen amerikanischen Romane». 1941 gab der Literaturkritiker Edmund Wilson, der mit Fitzgerald in Princeton studiert hatte und von diesem als sein «intellektuelles Gewissen» bezeichnet wurde, den Roman «Die Liebe des letzten Tycoon», einen Western, heraus, zusammen mit einer Neuausgabe des «Grossen Gatsby», und legte damit den Grundstein zur Wiederentdeckung des Autors.

Luxuriöse Autos, charmanter Party-Talk

Tragisch bleibt, dass die Rehabilitation Fitzgeralds auf dem Buchmarkt und beim breiteren Publikum erst möglich wurde, als der Schriftsteller selber nicht mehr präsent war. F. Scott Fitzgerald konnte nur als Kunstfigur überleben, nicht in der Realität. Besonders in der populären Kultur und Werbung jedoch wurden Persönlichkeiten seines Zuschnitts nach dem

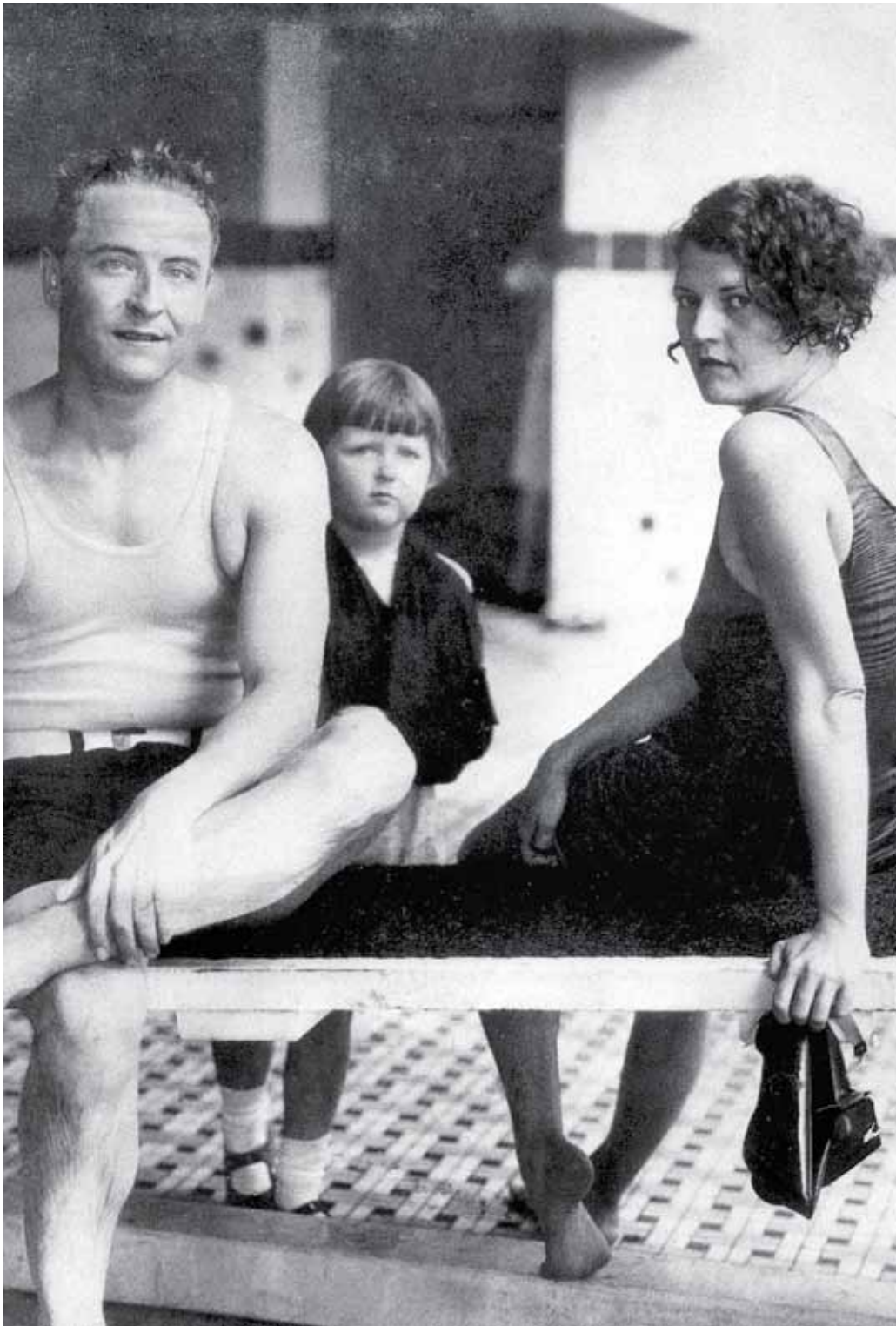
Zweiten Weltkrieg zum Ideal erhoben: Denn er verkörperte auf dem Höhepunkt seines Lebens Jugend, Glamour, Avantgarde, Schönheit und Erfolg. Träume schienen für ihn da, um in Erfüllung zu gehen. Er hatte eine anziehende und exzentrische Frau, fuhr luxuriöse Autos, beherrschte den charmannten Party-Talk. Die 1919 eingeführte, aber in den Metropolen wirkungslose Prohibition machte den Alkoholkonsum erst recht chic. Der Drink in der Hand wurde Fitzgeralds Markenzeichen, galt darüber hinaus als politisches Protestbekenntnis.

Idol Joseph Conrad

Sosehr es Fitzgerald verstand, in die Nacht hineinzuleben und sich in Posen zu gefallen, unwiderstehlich war er in den Goldenen Zwanzigern nicht nur als Party-Gott, sondern genauso als Beobachter und erstaunlich diszipliniert arbeitender Chronist des neuen Lifestyles. «Diesseits vom Paradies» – der Titel des Romandebüts von 1920 – klingt so wie ein Motto von Fitzgeralds eigener Biografie, wenigstens der frühen Phase. Mit 23 betrat er die literarische Bühne, und der Erstling schlug gleich gewaltig ein, brachte den Zustand nervöser Erregung einer ganzen Generation nach dem Ersten Weltkrieg auf den Punkt. In «Diesseits vom Paradies» und den zweiten Roman, «Die Schönen und Verdammten» (1922), ist viel verhüllt Eigenes eingeflossen, auch viel von den späteren Abstürzen vorweggenommen worden. Überhaupt weist sich Fitzgerald in seinen Texten als geradezu unheimlich präziser Prophet in eigener Sache aus. Seinen Niedergang durch die Sucht, den Lebenskel, die Zerrüttung der Ehe mit Zelda, die Demütigungen als Künstler und das finanzielle Desaster: Fast alles, was ihn ruinieren sollte, sagte er literarisch voraus.

Man spürt bereits in den Frühwerken, dass Fitzgerald für sein Schreiben viel mehr persönliche Erfahrung «verbrauchen» musste als andere Autoren. Von Anfang an zeigt er nicht nur den Glanz des «Jazz Age» (mit dem Jazz an sich konnte er wenig anfangen), sondern schildert mit gleicher Empfänglichkeit fürs Atmosphärische, was geschieht, wenn die Party vorbei ist. Später fasste er die Ära zusammen: «Es war eine Zeit der Wunder, eine Zeit der Kunst, eine Zeit des Exzesses und eine Zeit der Satire.» Dafür fand er seine geschmeidige, eingängige Sprache, mal swingend, mal von balladenhafter Wärme. Sein literarisches Idol war Joseph Conrad, der sagte, ein Romanautor müsse mit seiner Sprache an sämtliche Sinne appellieren; nur durch die «vollkommene Einheit von Form und Substanz» könne «das Licht magischer Suggestionskraft die banale Oberfläche der Worte für einen flüchtigen Augenblick überspielen».

Dass dies Fitzgerald gelang, lässt sich in der Werkausgabe* des Diogenes-Verlags leicht feststellen. Sie enthält die wichtigen Romane



«Nie erwachsen»: Autor Fitzgerald, Tochter Scottie, Gattin Zelda, 1927 in Virginia Beach.

in neuer Übersetzung. Die Literaturkritiker Verena Lueken, Heinrich Detering, Paul Ingendaay und Manfred Papst haben ausgezeichnete Nachworte beigesteuert, die in diesem Artikel dankbar benutzt werden. Man staunt immer wieder, wie Fitzgerald, der notorisch über seine Verhältnisse lebte (und sich instinktsicher in eine ihn darin noch unterstützende Frau verliebte), zu Schilderungen und Dialogen fähig war, die alles Unnötige aussparen und in knappen Sätzen ganze Geschichten erzählen.

Am stärksten lässt sich das zweifellos im «Gatsby»-Roman geniessen, der vorerst wohl

auch wegen seiner Kürze nicht wirklich gut aufgenommen wurde. Das Buch hatte für das damalige Publikum nicht den Umfang eines «richtigen» Romans. Heute jubelt man gerade über die Prägnanz von Fitzgeralds Hauptwerk. Es geht darin um die Macht des Geldes, die Macht der Liebe, die Macht der Vergangenheit, die Macht der Illusionen, man könnte die Macht der Romantik hinzufügen – und wenn man das so hört, klingt es, als habe Fitzgerald das Buch auch ein wenig zu grossspurig angelegt. Aber dem ist nicht so. Denn alles ist auf maximale Anschaulichkeit reduziert.

An einer Stelle heisst es über Jay Gatsby: «Jetzt löste sich etwas in ihm und kreiste wie die Zeiger einer überdrehten Uhr rückwärts.» Der mysteriöse Aufsteiger, dessen Vergangenheit niemand recht kennt, will unbedingt seine einstige Liebe, die längst das sichere Geld geheiratet hat, zurückgewinnen. Schlichter könnte die Geschichte gar nicht sein, doch sie lässt Fitzgerald den nötigen Raum, um die Dekadenz der (Neu-)Reichen, Schönen, Verwöhnten in ihrer ganzen verführerisch-sinnlichen Pracht und Zwielfichtigkeit auszuleuchten. Und der Autor schafft es mit raffinierten Kunstgriffen, dass dem Leser der unnahbare Gatsby, der auf dubiose Weise zu seinem Vermögen kam, menschlicher als die übrige High Society erscheint, die seine opulenten Partys bevölkert.

Schauplatz Zürich

Mit Monroe Stahr, dem Helden des unvollendet gebliebenen Romans «Die Liebe des letzten Tycoon», schuf Fitzgerald dann ein grossartiges Gegenporträt zum Parvenu Gatsby. Ohne unsaubere Machenschaften arbeitet sich Stahr zum Patriarchen der Filmbranche hoch, schon in sagenhaft jungen Jahren und ganz aus sich heraus – dies hat Fitzgerald fasziniert. Es ist der erste Hollywood-Roman und gewiss

Mit Monroe Stahr schuf Fitzgerald ein grossartiges Gegenporträt zum Parvenu Gatsby.

einer der besten. Dazwischen entsteht noch ein weiteres Meisterwerk, das aber trotz Hemingways Lob weniger bekannt ist: «Zärtlich ist die Nacht» (1934). In keinem anderen Buch F. Scott Fitzgeralds sind die Dekadenz der sogenannten Happy Few und die Leerheit beziehungsweise der Verfall des Ichs radikaler dargestellt.

Es ist in verdichteter Form auch eine Ehe- und Krankengeschichte der Fitzgeralds. Der Autor verarbeitet die Klinikaufenthalte Zeldas, die aufgrund ihrer psychischen Zusammenbrüche nötig wurden. Das enge Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Upperclass wird einem plastisch vor Augen geführt. Der Roman (nicht zufällig spielt er auch in Zürich) leuchtet in menschliche Abgründe hinab, die nur zeigen kann, wer sie selber kennt. Und beiläufig werden einem Hammersätze entgegengeschleudert, wie man sie einzig bei F. Scott Fitzgerald findet: «Die stärkste Wache wird am Tor zum Nichts postiert... Vielleicht weil es zu peinlich wäre, wenn die Leere ans Licht käme.»

* F. Scott Fitzgerald: Gesammelte Erzählungen. Diogenes, 2009. Fr. 127.90

Wolfram Knorr über den Film «Gatsby» auf der nächsten Seite

Top 10

Knorr's Liste

1	Iron Man 3 Regie: Shane Black	★★★★☆
2	Side Effects Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
3	Le capital Regie: Costa-Gavras	★★★★☆
4	Star Trek into Darkness (3-D) Regie: J. J. Abrams	★★★☆☆
5	Populaire Regie: Régis Roinsard	★★★★☆
6	Kon-Tiki Regie: J. Ronning / E. Sandberg	★★★★☆
7	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	★★★☆☆
8	Paradies: Liebe Regie: Ulrich Seidl	★★★★☆
9	Oblivion Regie: Joseph Kosinski	★★★☆☆
10	Paradies: Glaube Regie: Ulrich Seidl	★★☆☆☆

Kinozuschauer

1 (1)	Iron Man 3 Regie: Shane Black	42 302
2 (-)	Star Trek into Darkness Regie: J. J. Abrams	22 861
3 (-)	Hanni & Nanni 3 Regie: Dagmar Seume	17 266
4 (2)	Side Effects Regie: Steven Soderbergh	13 299
5 (3)	Scary Movie 5 Regie: Malcolm D. Lee	9060
6 (5)	The Croods (3-D) Regie: Kirk De Micco	6378
7 (4)	I Give It a Year Regie: Dan Mazer	5979
8 (6)	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	4648
9 (8)	Mama Regie: Andrés Muschietti	3603
10 (9)	Los amantes pasajeros Regie: Pedro Almodóvar	2896

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Der Hobbit (Warner)
2 (2)	Die Hüter des Lichts (Rainbow)
3 (4)	Cloud Atlas (Ascot Elite)
4 (3)	Pitch Perfect (Universal)
5 (5)	Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)
6 (10)	Game of Thrones, 2. Staffel (Warner)
7 (7)	Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)
8 (9)	Skyfall (Fox)
9 (-)	More than Honey (TBA)
10 (8)	End of Watch (Universal)

Quelle: Media Control



Alles nur aus Liebe: Gatsby (DiCaprio, l.), Daisy (Mulligan).

Kino

Operetten-Hexenkessel

Die Neuverfilmung von «The Great Gatsby» ist exzentrische Modenschau – mit einem eindrücklichen Leonardo DiCaprio.
Von Wolfram Knorr

In Woody Allens «Midnight in Paris» wird der Nostalgiesüchtige Drehbuchautor Gil Pender in die Ära der wilden Zwanziger entführt. Beim Treffen mit seinen Idolen Hemingway und F. Scott Fitzgerald kann er's nicht fassen, ihnen leibhaftig zu begegnen, worauf Zelda Fitzgerald amüsiert bemerkt: «Ihr Blick ist glasig. Überwältigt. Verblüfft. Betäubt. Lobotomisiert.» Besser lässt sich auch der Blick des gebürtigen Australiers Baz Luhrmann («Moulin Rouge!») nicht beschreiben, mit dem er die nun fünfte Verfilmung (vier fürs Kino, eine fürs TV) von F. Scott Fitzgeralds Klassiker «The Great Gatsby» realisierte. Vielleicht liesse sich noch «hysterisiert» hinzufügen; aber das wilde Aufbrodeln und Hochfunkeln, bis ein aufgeschäumter Operetten-Hexenkessel daraus wird, der über die Leinwand popcorn, ist Luhrmanns Markenzeichen. Ob dieser inszenatorische Überdruck, dieses schönheitstrunkene Dahintaumeln allerdings der bitteren Romanze um den armen Gatsby (Leonardo DiCaprio), der eigentlich nur aus Liebe zu Daisy (Carey Mulligan) dem Geld und dem Luxus nachjagt und ein neuschwansteinartiges Anwesen aus Renommiersucht errichten lässt, gerecht wird, sei dahingestellt. Jedermanns Sache ist Luhrmanns Pop-Tollhaus sicher nicht. Das 3-D-Format dagegen ist ärgerlich.

Fitzgeralds Roman war schon immer von hoher Anziehungskraft fürs Kino. Bereits ein

Jahr nach seiner Publizierung gab es die erste Verfilmung (1926). Das lag nicht nur am Reiz der tragischen Love Story, sondern auch am glamourösen Ambiente der zwanziger Jahre, dem schillernden Flair des Jazz und vor allem der Mode.

Luhrmann ging einen Deal mit Prada und Brooks Brothers ein, präsentiert ausgiebig raffinierte Kreationen, von den *crystal dresses* (Kleider, die von Glastropfen vage zusammengehalten werden) bis zu rosa Anzugdreiteilern. Es besteht allerdings der Verdacht, dass die broadwayartige Gatsby-Modenschau nicht den originalen Zwanzigern entspricht, sondern eher den Vorstellungen zeitgenössischer Designer von den wilden Zwanzigern; vermutlich aber im Sinn von Luhrmann. Denn weder die Musik entspricht der Zeit der Dekadenz noch die Rahmenhandlung. Fitzgeralds Erzähler, Nick Carraway (Tobey Maguire), Freund und Nachbar Gatsbys, sitzt bei Luhrmann in einem Sanatorium für Alkoholranke und schreibt dort die Geschichte über seinen verstorbenen Freund und seine Liebe zu Daisy, die mit dem Geldaristokratie-Spross Buchanan (Joel Edgerton) verheiratet ist. Dass das Schreiben Nick am Ende von seiner Alkoholsucht heilt, ist kurios: F. Scott Fitzgerald heilte das Schreiben nicht vom Alkohol. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

Epic — Wer in einen Wald hineinschaut, kann den Kampf zwischen Fäulnis und Blüte, Tod und Leben sehen, heisst es sinngemäss am Anfang des jüngsten Animationsfilms aus den Blue Sky Studios («Ice Age», «Rio»). Die Macher unter Leitung von Chris Wedge (Regie) haben vor allem genau in die Fantasy-Klassiker – von «Alice im Wunderland» über «Peter Pan» und «Star Wars» bis «Avatar» und zu den Schrumpfkommödien à la «Honey, I Shrank the Kids» – hineingesehen, sich daraus bedient und einen originellen Mix über die Entropie gefiltert. Teenager Mary Katherine besucht ihren Vater, einen schrulligen Professor, in seinem Waldhaus, um ihn von seiner fixen Irrsinnsidee abzubringen, es existiere in der Natur ein kaum wahrnehmbares Mikrolebewesen. Mit wilder Hightech sucht er den Beweis. Für Mary Katherine eine Schnapsidee – bis sie im Wald mit der wundersamen Welt kollidiert und geschrumpft wird, auf die Grösse jener grünen Winzlinge, die mit den Fäulnis-Bad-Guys im ewigen Kampf liegen. Dass die Autoren mit Physikkenntnissen einen einfallsreichen Schabernack treiben, demonstrieren sie des Öfteren, am lustigsten, wenn die Zerfallsgesellen als brodelnder Quantenschaum ihr ökologisches Unwesen treiben. Ein herrlich «grüner» Spass mit brillanten Dialogen, witzigen und opulenten Bildeinfällen.



Wilde Hightech: «Epic».

Fragen Sie Knorr

Seit «Iron Man 3» wird um Robert Downey Jr. ein Riesenbohei gemacht. Er spiele toll und halte sich selbst auch noch für «einen der Besten derunft», heisst es in den Medien. Wie schätzen Sie ihn denn ein? M. F., Basel



Ein wenig gehört er in die George-Clooney-Klasse der wohlgezogenen Bourgeois, auch wenn seine wilde Drogenvergangenheit das Gegenteil vermuten lässt. Den «Mittelklassemann» à la Clooney unterläuft er mit seinem Hang zu snobistischer Leichtfertigkeit

len. «Epic», in 3-D, ist die erste scharfe Konkurrenz für Disney/Pixar. ★★★★★

Der grosse Kanton — Die Animositäten zwischen der Schweiz und Deutschland, jüngst wieder dank Bankgeheimnis, Fluglärm und Immigranten virulent, haben sicher ein Satirepotenzial. Doch Viktor Giacobbos Einfall, den nördlichen Nachbarn als neuen Kanton der Schweiz zuzuschlagen und dazu Politiker beider Länder zu befragen, was sie wohl davon halten, reicht leider nicht für abendfüllende Unterhaltung. Zu witzlos reagiert die Prominenz, zu redundant ist die Fragerei, zu wenig dramaturgisch der Aufbau, und last, but not least meidet Giacobbo jede Schärfe. ★★★★★



SP-Frau Fetz in Giacobbos «Der grosse Kanton».

Harry Dean Stanton: Partly Fiction — Er war einer der ganz grossen Stoiker Hollywoods. Seit den fünfziger Jahren war er in zahllosen Filmen in Nebenrollen dabei. Zu seinen wenigen Hauptrollen gehört die des Eigenbrötlers in Wim Wenders' «Paris, Texas». Die Schweizer Dokumentarfilmerin Sophie Huber, die mit Stanton befreundet ist, konnte ihn nach langem Bitten dazu bringen, sich für ein Porträt zur Verfügung zu stellen. Das Ergebnis ist eine wunderschöne Dokumentation über einen der ungewöhnlichsten Hollywoodianer. «Wie würdest du dich beschreiben», fragt Huber. «Als nichts. Es gibt kein Selbst.» ★★★★★

keit und dem koketten Spiel mit der «Ahnungslosigkeit» nach dem Motto: «Ich muss das alles doch nicht ernst nehmen – oder sollte ich das doch?» Die Lust an derartigen Clownerien zeigte er erstmals als Charlie Chaplin im gleichnamigen Biopic aus dem Jahre 1992. Als Iron Man ist er meiner Ansicht nach deshalb ideal. Der Heimwerker, der sich eine Rüstung bastelt, mit der er rumspielt. Das muss man nicht ernst nehmen – oder etwa doch?

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Service public am Limit

Von Rico Bandle

Nicht nur in der Medienwelt kann man davon ausgehen: Je weniger an einer Sache dran ist, desto lauter wird sie verkündet. Sollte dies auch bei «Das Experiment» zutreffen, dürfte die neue SRF-Abenteuersendung etwa so gefährlich werden wie ein Besuch im Thermalbad. «Zehn normale Leute wagen das Experiment ihres Lebens», hiess es grossmäulig in der ersten Folge, die Kandidaten würden «neun Tage in der Schweizer Wildnis» verbringen und «extremer Witterung und ihren elementaren Bedürfnissen» trotzen. Das Essen müssten sie sich in der rauen Natur zusammensuchen – und weil dem noch nicht genug ist, wartet in jeder Folge «eine Prüfung am Limit».

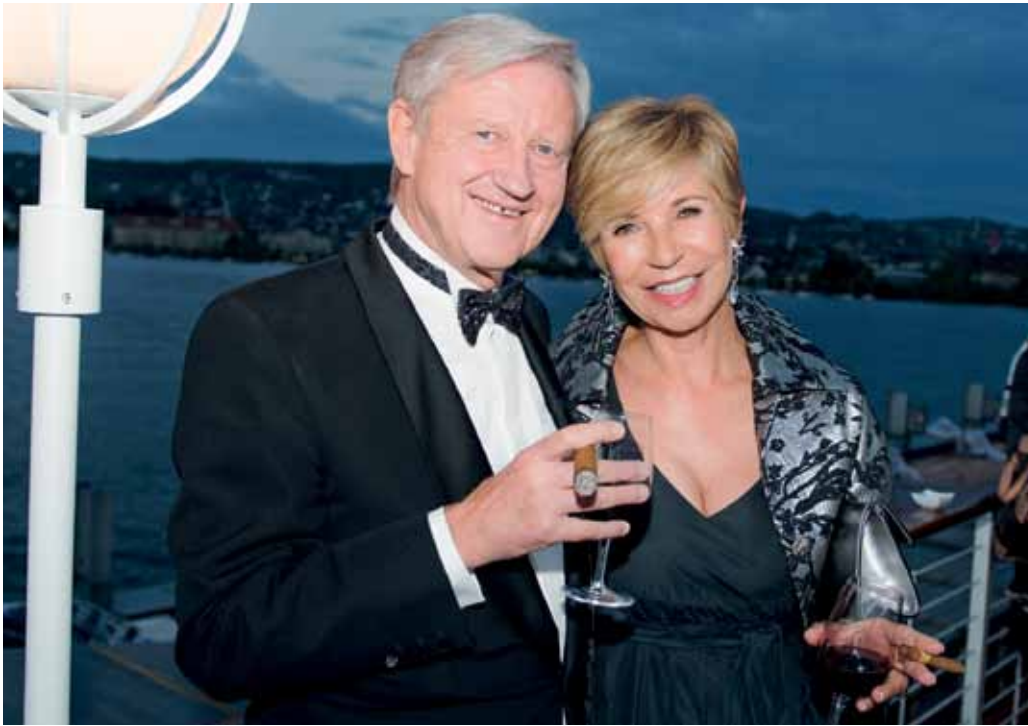
Die erste Prüfungsaufgabe war ein Fallschirmsprung aus einem Flugzeug. Hier kam bereits der Grundwiderspruch einer solchen Sendung zum Tragen: Wäre das wirklich gefährlich, könnte das Fernsehen es sich gar nicht leisten, so etwas überhaupt zu machen. Wenig überraschend haben alle den Sprung gemeistert. Alle? Es kam doch noch zu einem Drama. «Warum bei mir?», schluchzte eine Kandidatin und vergoss dabei bittere Tränen. Was sich anhörte, als hätte eine Frau gerade ein Kind verloren, bedeutete in Wirklichkeit: Wegen schlechten Wetters konnte die Kandidatin nicht mehr springen – was zwar völlig egal war; doch Tränen machen sich immer gut im Fernsehen. Schliesslich will man ja Emotionen zeigen, wie Fernsehmacher gerne sagen. Und irgendwo in der SRG-Konzession findet sich bestimmt eine Stelle, die besagt, dass eine solche Szene auch zum Service public gehört.

In der zweiten Folge vom letzten Dienstag mussten die Kandidaten an einem Seil hängend eine sechzig Meter tiefe und dreissig Meter breite Schlucht überqueren, ein «schwindelerregendes Ereignis». Trotz kurzer Nacht bei frostigen Temperaturen gaben sich die Kandidaten optimistisch. Zwei Teilnehmerinnen schafften die Prüfung trotzdem nicht, eine musste den Spielregeln gemäss die Gruppe verlassen – und schon wieder gab es Tränen. So gemütlich wie in einem Thermalbad ist es in dieser Fernseh-Wildnis dann doch nicht.

Das Experiment – Wo ist dein Limit?:
Dienstag, 19 Uhr, SRF 2.

Smoking und Federboas

«Roaring Twenties» am Zürichsee; Branco-Weiss-Sammlung wird bei Sotheby's versteigert; Neues aus der Altstadt. *Von Hildegard Schwaninger*



Wie auf dem Ozeandampfer: Gastgeber Burger mit Partnerin Schiltknecht im «Quai 61».

Die Gäste sollten sich fühlen wie auf einem Ozeandampfer. Die hatten ihre schillerndste Epoche in den zwanziger Jahren. So war Dresscode «Roaring Twenties». Die Damen zogen Netzstrümpfe und Fransenröcke an, trugen Perlenketten, Federboas und geschmückte Stirnbänder. Die Herren kamen im Smoking. Die Eröffnung des «Quai 61» am Mythenquai in Zürich war ein gelungenes Kostümfest. Das Restaurant ist einladend geworden, grosse Glasfenster mit Aussicht, man sitzt praktisch mitten im Zürichsee. Lukas Meier von der Firma Aroma gestaltete das Lokal, er stand am Eingang und begrüßte die Gäste (unter ihnen alt Bundesrat Moritz Leuenberger, nicht kostümiert, mit Ehefrau Gret Loewensberg, auch in Zivil). Einer der Gastgeber war Freddy Burger, der mit 49 Prozent am Lokal beteiligt ist und mit seiner Gefährtin Carmen Schiltknecht, die auch seine engste Mitarbeiterin ist, gerade aus Marokko kam (Burgers Ex-Frau Christine lebt jetzt in Flims und ist mit einem Physiotherapeuten verheiratet). Beteiligt am «Quai 61» ist auch Patrik Grau, und deshalb war sein Vater Dschingis, der bekannte Modekaufmann, da. Musiker Pepe Lienhard hatte Grund zum Feiern. Hier, als das Lokal noch «Acqua» hiess, lernte er vor acht Jahren seine Frau Christine Köhli kennen.

Der Unternehmer Branco Weiss war zeit seines Lebens ein Gönner der ETH, jetzt kommt auch seine Kunstsammlung der Hochschule zugute. Zirka hundert Werke, darunter Alexander Calder, Marino Marini, Kandinsky, eine Marmorplastik von Hans Arp. Sie werden ab Juni bei Sotheby's in London versteigert, fünfzehn Lose Schweizer Kunst im Dezember bei Sotheby's in Zürich.

Mit dem Prozedere dieses Nachlasses hat Branco Weiss die Kunsthistorikerin Claudia Steinfels betreut, die Direktorin bei Sotheby's



Kunst für die Hochschule: Unternehmer Weiss.

Zürich war, als Weiss 2010 verstarb. 2011 gründete Steinfels mit Lavinia Jacobs, der Tochter von Klaus Jacobs und Renata Jacobs, die Steinfels Jacobs Holding, die sich für Kunst-

beratung und Nachlassplanung empfahl. Die Zusammenarbeit dauerte wenige Monate, Lavinia Jacobs wurde Mutter und schied aus der Firma aus. Claudia Steinfels ist heute Alleinchefin der Steinfels Art Consulting AG.

Steinfels gab die Branco-Weiss-Sammlung Sotheby's zur Auktion. Aus Loyalität und weil sie dort die besten Bedingungen herausholte. Die Werke werden vor der Versteigerung in Hongkong, Moskau und New York gezeigt. Steinfels rechnet mit einem Erlös von 18 bis 25 Millionen Franken.

Das Gedränge am Münsterhof war enorm, als MCM den neuen Flagship-Store eröffnete. Viele auf der Gästeliste hiessen Kim. Sie kamen aus Seoul, denn das auf exklusive Taschen spezialisierte Geschäft ist fest in südkoreanischer Hand. Die Lokalpromis, für die es Champagner vom Besten gab, drängten sich vor allem um Fiona Wolfensberger-Hefti, die geschäftstüchtige Ex-Miss-Schweiz. Sie präsentierte sich, sechs Wochen nach der Geburt ihres dritten Kindes Anton, strahlend, schlank und schön.

Einen Steinwurf weiter (an der Schlüsselgasse 4) war eine andere Beauty engagiert, die auch eine Geschäftseröffnung aufmotzen sollte. Barbara Schöneberger, TV-Moderatorin aus Deutschland, sollte als Stargast dem Cocktail des Bijoutiers Vainard Glanz verleihen. Schöneberger wer?, fragte sich mancher



Strahlend: Fiona Hefti (r.) mit Kim Sung Joo.

Geladene, aber sie entpuppte sich dann als nett und warmherzig, und der Champagner schmeckte, und das Catering von Sprüngli war gut, und so schaute man sich gern die Diamanten und bunten Steine von Vainard an. Die Firma gibt es seit 1720, sie gehört der Familie Krieger aus Idar-Oberstein, dem deutschen Diamantenmekka schlechthin. Carole Lüdi (ehemals La Serlas) ist Geschäftsführerin. Zur Freude der Einladenden zeigte sich Viviane Rey, ein seltener Gast an Cocktailpartys, an der Seite ihres Mannes Michel Rey (Ex-Direktor des «Baur au Lac»).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Wein ins Wasser

Der ehemalige Diplomat Yehuda Yalon, 72, und die Lehrerin Michele Acker, 71, sind seit fünfzig Jahren verheiratet. Ohne Zugeständnisse funktionieren die ewige Liebe nicht.



Viele Wege zur Liebe: Ehepaar Yalon-Acker

Yehuda: Wir lernten uns 1962 im Kongo kennen. Ich war ein junger Diplomat in Léopoldville. Michelles Mutter suchte über die israelische Botschaft einen Lehrer, der ihre Töchter in Hebräisch unterrichten könnte. Ich erkannte als Einziger die Gelegenheit, auf diesem Weg nette, junge Frauen kennenzulernen.

Michele: Zuerst machte er meiner älteren Schwester den Hof. Ihr war Yehuda zu jung. Ich hingegen sah seine Reife, und es imponierte mir, dass er den noch jungen Staat Israel im Ausland repräsentierte. Wir verliebten uns, und bald beschlossen wir zu heiraten. Meine Tante aus Paris beschenkte mich mit einem Haute-Couture-Hochzeitskleid. Kurz, aber elegant, war es aus kostbarer Spitze gearbeitet. Das Fest sollte in der israelischen Botschaft stattfinden, doch es gab Konfusionen beim Termin, und das Prozedere musste in die frühen Morgenstunden verlegt werden. Mein Verlobter kam zu spät. Er sprach von einer Autopanne. Vielleicht hatte er für einen kurzen Moment kalte Füße bekommen? Sechs Monate später hielten wir in Haifa die religiöse Zeremonie ab.

Yehuda: Unseren fünfzigsten Hochzeitstag feierten wir mit einem grossen Fest in Jerusalem. Nach einem Spa-Aufenthalt kehrten wir nach Hause zurück, wollten einen ruhigen

Abend verbringen. Als wir die Türe öffneten, erlebten wir eine Überraschung – die gesamte Familie war vereint. Wir schwelgten in den Erinnerungen: So viel ist in diesem halben Jahrhundert passiert. In der Partnerschaft lernte ich die gegensätzlichen Charaktereigenschaften zu akzeptieren, und das positive Denken darf einem niemals abhandenkommen, will man eine friedliche Koexistenz führen.

Michele: Eine lang andauernde Ehe sehe ich als Pool von vielfältigen Konzessionen, die manchmal neu definiert werden müssen. Ohne Konzessionen funktioniert eine Familie, die Nachbarschaft sowie das Land nicht – und die Welt erst recht nicht. Nicht zu schnell aufgeben, sich bemühen, einen richtigen Weg zu finden, schliesst auch die Kompromissbereitschaft ein, die den guten Willen und den Glauben an eine Sache symbolisiert. Natürlich beeinflussen auch Politik und Religion unser Leben in Israel. Nicht immer positiv.

Yehuda: Das Glück bleibt ein problematischer Begriff, und ich spreche heute lieber von zufriedenstellenden Begebenheiten, die unser Leben erfüllt und bereichert haben. Die Geburt unserer Kinder. Wertvolle Freundschaften. Die verschiedenen Phasen einer beruflichen Karriere, die uns interessante, aber auch schwierige Auslandsaufenthalte bescherten. Wir zogen alle drei bis vier Jahre in ein anderes Land. Es war jedes Mal eine Entwurzelung, und der Neuanfang fiel den Kindern schwer. Es gab Zeiten, in denen wir nicht mehr wussten, wo wir hingehörten. Dieses Gefühl konnten wir als Familie gemeinsam bewältigen.

Michele: Mit Kindern drehen sich viele Fragen um deren Wohlergehen. Die Schule, die erste Liebe, die Ausbildung. Diese Sorge hört nie auf, und unsere friedvollsten Tage erleben wir, wenn wir sehen, dass unsere Töchter und Söhne ihre Lebenswege zu finden scheinen.

Yehuda: Michele half mir in all den Jahren, zu verstehen, dass es nicht nur einen möglichen Weg gibt, um zu lieben. Man kann schwierige Zeiten überstehen, wenn man sein eigenes Denken in positive Bahnen lenkt, das ist meine Erfahrung. Oder wie Michelles Mutter zu sagen pflegte: Wir müssen lernen, Wein ins Wasser zu giessen.

Protokoll: Franziska K. Müller

Am Strand

Von Andreas Thiel — Wer an der Sonne liegt, sollte nicht fragen, woher sie scheint.

Hans: Schau mal, der Kurt.

Herbert: Hallo Kurt.

Kurt: Was macht ihr denn alle hier?

Heinz: Das sieht man doch.

Harald: Wir baden in der Sonne.

Kurt: Müsst ihr nicht arbeiten?

Harald: Wir sind krankgeschrieben.

Kurt: Wieso?

Heiri: Wir haben zu viel gearbeitet. Und du?

Kurt: Ich bin ausgebrannt.

Hans: Willkommen im Klub.

Kurt: Es lief mir beruflich so weit ganz hervorragend. Aber die steigenden Krankenkassenprämien gaben mir plötzlich zu denken. Deshalb rechnete ich mal aus, was uns das Gesundheitssystem kostet, die ganzen staatlichen Präventionskampagnen, wie hoch deswegen die öffentliche Verschuldung ist und warum die Abgaben, Gebühren und Krankenkassenbeiträge stetig steigen. Dann hatte ich ein Burnout.

Hans: Uns ging es auch allen so.

Herbert: Man sollte eben besser nicht darüber nachdenken.

Kurt: Wie lange liegen wir denn jetzt hier?

Heinz: Oh, das kann Jahre dauern.

Harald: Der Psychiater hat gesagt, solange die Staatsquote so hoch ist, dürfen wir nicht zurück an die Arbeit.

Heinz: Die Belastung wäre zu gross.

Herbert: Das wäre zu aufwühlend.

Heiri: Leg dich zu uns an den Strand.

Harald: Du bist krankgeschrieben.

Herbert: Du bist jetzt auf der Sonnenseite des Gesundheitssystems.

Kurt: Ja, aber wer soll denn das alles bezahlen?

Hans: Oh nein, jetzt kommt er damit!

Herbert: Hör sofort auf!

Heinz: Hat dich der Doktor nicht gewarnt?

Harald: Dein Problem ist, dass du zu viel nachdenkst.

Heiri: Und das ist ungesund.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



HOLIDAYS

*Wir bezahlen
deine Traumferien*



1. CHECK IN

auf 105.ch die Traumdestination auf der Weltkarte auswählen



2. BOARDING PASS

105 hören und den Boarding Pass sichern



3. TAKE OFF

Jede Woche Traumferien im Wert von CHF 10'000* gewinnen

WWW.105.CH



*WETTBEWERBSREGELN AUF 105.CH, LAUFZEIT „105 HOLIDAYS“ 20.05. – 14.06.2013

RADIO 105 EMPFÄNGST DU ÜBERALL AUF DAB+ UND IM KABELNETZ: Z.B. BS 103.9, BE 105.6, LU 101.7, SG 105.3, ZH 105.1 UND UKW 93.0FM

Die Besten

Eleganz und Vornehmheit

Von Jürg Zbinden

1 — Die Pendule «Atmos Hermès» ist Ausdruck eines Kunsthandwerks, das Transparenz und Opaleszenz, zartes Kristallglas und strenges Metall zusammenbringt. Dem Immateriellen wird so eine Form verliehen, die eine starke Bindung zwischen dem Menschen, seiner Umwelt und der ihn ewig faszinierenden Zeit schafft. Die in Zusammenarbeit zwischen Hermès, Jaeger-LeCoultre und den Cristalleries de Saint-Louis entstandene «Atmos Hermès» ist der schlagende Beweis dafür, dass die Zeit auf der Seite dieser drei Traditionshäuser ist: die Zeit, um ihr ganzes Know-how in einer auf 176 Stück limitierten Serie der Uhr, die von Luft und Zeit lebt, zu vereinen. Der Verkaufspreis der höchst exklusiven Schönheit beläuft sich auf Fr. 36 000.–.

2 — Zu Ehren eines der grössten Kunstförderer der Renaissance präsentiert Montblanc die jährliche «Patron of Art Edition», die in diesem Jahr dem Leben und Wirken von Ludovico Sforza, dem Herzog von Mailand, gewidmet ist. Er war einer der bekanntesten Förderer der italienischen Renaissance und hielt seine schützende Hand auch über Leonardo da Vinci. Kappe und Korpus der «Limited Edition 4810» sind mit schwarzem Lack gefertigt und mit den aufwendigen Mustern Leonardo da Vincis in Silber versehen. Die rhodinierte Feder aus 750er-Massivgold ziht die Gravur des herzoglichen Wappens, eine weitere Anerkennung des überlieferten kulturellen Erbes. Der Füllfederhalter kostet Fr. 2320.– und ist in den Montblanc-Boutiquen und im autorisierten Handel erhältlich.

3 — Grau ist vornehm und immer diskret. «Gris Montaigne» ist «ein zeitgenössisches Chypre, eine veredelte Version der legendären Note des ersten Parfüms von Dior, das sich in «Miss Dior» wiederfindet», erläutert François Demachy, der Parfum-Créateur des Hauses. «Gris Montaigne» nobilitiert die exklusive «Collection privée» der Maison Dior. Blumige Noten von Bergamotten aus Kalabrien und das Absolué aus türkischer Rose verbinden sich mit Samba-Jasmin aus dem indischen Tamil Nadu, die Herznote erhebt sich aus indonesischem Patschuli. Den Unisex-Duft gibt es in drei Grössen im Jelmoli Zürich zu kaufen: 125 ml kosten Fr. 275.–, 250 ml Fr. 400.– und üppige 450 ml Fr. 595.–.

1



2



3



Wein

Cool and Hot

Von Peter Rüedi



Wenn Georg Prieler, 28, Weinmacher aus Schützen am Neusiedlersee im Burgenland, zwei Serien seiner Weine präsentiert, ist das ein Privileg für den Beteiligten und vor allem eine spannende Erfahrung, eine Art angewandter Relativitätstheorie: Da beobachtet einer, der ständig in Bewegung ist, eine Materie, die sich ständig verändert: vier Pinots blancs, vier rote Blaufränkisch – vor allem Letztere machen in kurzer Zeit, vom Einschenken bis zum letzten Schluck, enorme Metamorphosen durch. Eine Banalität? Keineswegs. Eine Flasche Blaufränkisch Goldberg 2009 wird ausgetauscht, weil sich, meint Prieler, «der Wein einfach nicht bewegt». Kein Zapfen, kein einklagarer Fehler: einfach zu statisch. Ist der Ersatz im Glas, wird auch mir klar: eine ganz andere, viel durchsichtigere, flexiblere Aromatik.

Jetzt beginnt der Wein zu atmen. Wir befinden uns am Rand der Pannonischen Tiefebene im flachen Land, mit dem Rücken am Leithaberg (seit kürzestem ein eigener DAC) – und unzweifelhaft auf dem obersten Niveau von Blaufränkisch. Besser lässt sich die Vielfältigkeit der Sorte kaum erfahren als durch Prielers kleine Zeitreise. Sie offenbart sich aber auch im *one and only* Blaufränkisch Goldberg 2009 jedem, der nur genug Zeit dafür aufbringt. Der Wein ist noch jung, seine guten Tannine sind noch sehr präsent, aber er offenbart im Glas bald eine vibrierende Spannung. Die erklärt der Kellermeister (Jahrgang 1976) mit der Formel «kühler Boden, warme Seite, warmer Boden, kühle Seite». Die warme Seite in Schützen ist die gegen den See im Westen, die kalte die gegen den Leithaberg im Osten; kühler Boden ist Kalk, warmer Schiefer. Und eine andere lokale Faustregel besagt: Der Boden bestimmt die Struktur, die Himmelsrichtung die Frucht. Der Goldberg nun ist eine (warme) Schieferlage mit (kalter) westlicher Ausrichtung. Das ist der Kern der Doppelnatur dieses ganz grossen Blaufränkisch: dunkel, schokoladig am Gaumen, in der Nase schwarze Früchte, mineralische Würze, ein tolles Tanningerüst, am Ende ein überraschender Schmelz. Noch ist ratsam: Ab in den Keller. Oder sehr ausgiebig dekantieren.

Prieler: Blaufränkisch Goldberg 2009 (Burgenland). 13,5%. Fr. 82.–. Brancaia (ca. ab 20. 5.)

«Je herber, desto schöner»

Beat Hofmeister ist Bier-Botschafter von Ittinger. Er weiss, welches Hopfengetränk zu welchem Anlass oder zu welchem Essen passt.



«Die Bierkultur hierzulande ist unterentwickelt»: Bierkenner Hofmeister.

Herr Hofmeister, wie wird man Botschafter einer Biermarke?

Nach elf Jahren Selbständigkeit in der Gastronomie ging ich auf Jobsuche und las in einer Zeitungsanzeige: «Genussmensch gesucht, hohe Identifikation mit Ittinger, leidenschaftlicher Biertrinker». Ich dachte nur: «Das bin ja ich!»

Was machen Sie konkret?

Ich bin ein Verkäufer, im Vergleich zum «normalen» Mitarbeiter im Aussendienst bin ich aber näher beim Trade-Marketing angesiedelt. Ich leite Degustationen, trete an Golfturnieren, Musikfestivals und Messen auf und gebe interne und externe Schulungen bei Kunden, überwiegend Gastrobetriebe. Dabei kommen mir meine Erfahrungen zugute: Ich bin der erste Bier-Sommelier der Heineken Switzerland AG.

Sind Schweizer Biertrinker anspruchlos?

Nicht prinzipiell. Doch die Bierkultur hierzulande ist sehr unterentwickelt. Ein Kartell hat über fünfzig Jahre lang – bis 1991 – Innovationen verhindert und damit die Einstellung zementiert, dass Bier gleich Bier sei. Hinzu kommt die dazumal vorherrschende Denkweise, wie ich sie etwa im Limmattal erlebte, wo ich aufgewachsen bin: Wein, egal welcher, ist Kultur – Bier ist für Bauarbeiter.

Mit welcher Bestellung kann man im Sommer als Bierkenner auftrumpfen?

Meine Hoffnung ist eher, dass der Gast im Lokal Fragen stellt wie: «Welches Bier haben Sie im Angebot?» Ist es wirklich heiss, empfehle ich auch einmal ein helles Lagerbier als Durstlöcher. Aber durchaus zur Abwechslung einmal ein bayerisches Weizenbier wie Erdinger. Als Abwechslung auch ein belgisches Weizenbier mit den typischen Zitrusnoten.

Was passt zu mariniertes Grillade?

Da würde ich zu einem stärker gehopften Bier greifen, einem «Spezial», wie wir in der Schweiz Bier mit den Attributen eines deutschen Pils nennen. Dieses hat mehr Aroma als ein Lager, das mit seiner kurzen Hopfenbittere und dem fehlenden sogenannten Nachtrunk eher leichte Speisen begleiten kann.

Es gibt immer mehr «Beer and Dine»-Anlässe. Funktioniert Bier in Verbindung mit Essen genauso gut wie Wein?

Ja. Das richtige Kombinieren ist aber genauso schwierig. So behaupten viele, auch Rotwein passe zu Käse, was so überhaupt nicht stimmt. Gewisse Rotweine passen zu gewissen Käsesorten. Gleich verhält es sich mit Bier und Käse.

Was bietet man seinen Gästen zu einem schönen Schweinebraten an?

Ein bayerisches Weizenbier. Der Duft der Gewürznelken findet sich sowohl im Fleisch wie auch im kräftigen Weizenbier. Zu etwas Geschmortem im Herbst würde hingegen ein Ittinger «Amber» passen. Ein kräftiger Biergeschmack vermag eine kräftige Speise zu tragen.

Welches Bier reicht man zum Aperitif?

Bei Herren gilt: je herber, desto schöner. Da rate ich zu einem Spezial wie Calanda Edelbräu oder einem norddeutschen Pils. Auch ein tschechisches Pils mit der elegante Herbe eignet sich hervorragend. Für die Damenwelt eignet sich ein weniger stark gehopftes Bier, ein Weizenbier beispielsweise wie Erdinger – aber nur ein kleines, drei Deziliter. Auch ein Ittinger «Amber»-Bier mit seiner schlanken Bittere ist sehr zu empfehlen. Dunkles Bier mit einer starken Malz- und Röstaromatik empfehle ich nicht.

Welche Bier-Bars in der Schweiz sind einen Besuch wert?

Das «Rossini» in Baden hat ein diversifiziertes Biersortiment und eine Zigarren-Lounge. Dann das «Sahara» in Winterthur oder das «Calvados» in Zürich mit drei Fassbieren und etwa fünfzehn Flaschenbierspezialitäten. Und natürlich ist die Brasserie «Federal» im Zürcher Hauptbahnhof die erste Anlaufstelle für Schweizer Bier.

Welche Einstellung gegenüber Bier stösst Ihnen sauer auf?

Der Spruch: «Ich habe Bier nicht gern.» Das ist ein Stich ins Mark. Ich selber mag die Chasselas-Traube nicht sonderlich und trinke keinen Fendant. Aber ich würde doch deswegen niemals sagen: «Ich trinke keinen Weisswein.»

Beat Hofmeister ist seit 2007 Markenbotschafter von Ittinger «Amber». Zuvor war er Wirt und Mitinhaber verschiedener Bars in Zürich («Corazón», «Nachflug», «Andorra» u. a.). Die Ittinger Brauerei gehört zum Heineken-Konzern.

Die Fragen stellte Oliver Schmuki.



Auto

Ein grosser Italiener

Der neue Maserati Quattroporte will beeindrucken, und das schafft die Luxuslimousine problemlos. *Von David Schnapp*

Der erste Vorteil des neuen Maserati Quattroporte ist sein «Schlüssel». Der ist so gross wie eine Kinderfaust und schwer wie eine grosse Birne. Mattierte Aluminiumeinsätze und ein chromglänzender Dreizack, das Markenlogo von Maserati, machen schon Eindruck, bevor man das dazugehörige Auto überhaupt gesehen hat. Davon ist selbst der Portier des «Dolder Grand» in Zürich sehr angetan, der meinen Testwagen entgegennahm, als ich dort zum Abendessen vorfuhr. Dieses Schlüsselbeispiel ist nicht so nebensächlich, wie man meinen könnte, denn die aufgewer-

tete Eintrittskarte zu der italienischen Luxuslimousine steht als Symbol für den Quattroporte, der rundum erneuert wurde und nun vor allem auch im Innenraum dem entspricht, was man sich unter einem Auto in diesem Preissegment vorstellt.

Die Qualität der Materialien, viel Leder, Chrom, Alcantara, Holz et cetera, ist hoch, die Verarbeitung präzise und die Anmutung sehr gut, von Ausnahmen wie gewissen Textanzeigen im Zentral-Display mal abgesehen. Besitzer eines älteren Maserati werden den Unterschied sofort erkennen, zuallererst am Schlüssel, der kein billiges Plastikhäufchen mehr ist, dessen man sich ein wenig schämen muss, wenn man es dem Portier eines Luxushotels übergibt.

Masse wird zu Komfort

Die Maserati-Designer hatten die schwere Aufgabe, ein Auto, das perfekt gezeichnet war, überarbeiten zu müssen. An der vorhergehenden Auflage des Quattroporte, die 2003 auf den Markt kam, gab es eigentlich nichts zu verbessern. Nun hat man der Seite eine modische Blechsicke verpasst und das Heck stark

verändert. Ob das gut gelungen ist oder nicht, eine sehr persönliche Frage. Klar aber ist: dieses Auto ist sehr, sehr gross. 5262 Millimeter lang und 2100 Millimeter breit (mit Aussenspiegel), man darf also bei Spurverengungen auf der Autobahn nicht mehr links fahren und wird bei Manövern in Parkhäusern vor gewisse Herausforderungen gestellt. Eine S-Klasse von Mercedes, zum Vergleich, misst in der Langversion 5226 Millimeter.

Auch wenn man hinter dem Steuer sitzt, wirkt das Auto gross, das Lenkrad ist gross, die Ledersessel, die sich zu wenig präzise verstellen lassen, ebenso. Mit einem kurzen Fanfarenstoss startet der komplett neue V8-Motor, der nun von zwei Turboladern beatmet wird und fast bescheidene 3,8 Liter Hubraum hat. Souverän beschleunigt das Triebwerk in Verbindung mit der Achtgang-Automatik – Schluss ist erst bei 307 km/h. Und die Ingenieure haben es geschafft, dem Turboantrieb eine Klangwelt zu entlocken, die manchem den möglicherweise auftretenden Schmerz des Abschieds vom alten Saugmotor stark lindern wird.

Der neue Quattroporte ist ein wunderbares Autobahnauto, wenn aus Masse Komfort entsteht. Sobald die Strasse kurviger und schmaler wird, macht sich die schiere Grösse bemerkbar. Dennoch ist es den Entwicklern gelungen, dies den Fahrer nicht allzu sehr spüren zu lassen, was ihre vielleicht grösste Leistung ist.

Maserati Quattroporte GTS

Leistung: 530 PS, Hubraum: 3798 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 307 km/h
 Preis: Fr. 171 936.–; Testwagen Fr. 186 851.–





«Kirsche auf der Torte»: Chopard-Co-Präsidentin Caroline Scheufele.

MvH trifft

Caroline Scheufele

Von Mark van Huisseling — Man sieht sich immer zweimal. Obwohl (oder weil) man freche Fragen stellte beim ersten Mal.

Mal was Grundsätzliches (weil meine Leser nicht bloss Leute kennen, sondern was lernen wollen darüber hinaus, denke ich): Die Meinung, die viele haben, dass Bekanntheit und Berühmtheiten einen bedrängen, sie zu befragen, damit sie zu Auftritten in Zeitschriften kommen, ist falsch. Auf jeden Fall wenn es um *people* geht, deren Antworten man in seiner Spalte veröffentlichen möchte. Caroline Scheufele, künstlerische Direktorin und Co-Präsidentin von Chopard, wollte ich bereits vergangenen Januar treffen, doch für eine Verabredung hatte sie erst jetzt Zeit. (Klar, im Vergleich zu Michelle Hunziker, die ich während dreier Jahre um 15 Minuten ihrer Lebenszeit bat [ohne diese zu bekommen], war ich bedrängt worden sozusagen.) Das Gespräch fand im Chopard-Pavillon an der Baselworld, der Uhren- und Schmuckmesse, statt (der «Pavillon» besteht aus zahlreichen Zimmern auf zwei Stockwerken und kostete Millionen).


«Weshalb ist die Baselworld wichtig?» – «Es ist ein guter Moment, die Temperatur der Märkte zu messen; wir bekommen innerhalb von zehn Tagen ein globales Feedback. Und die Neuheiten werden angeschaut und hoffentlich auch bestellt.» – «Gibt es Laufkunden, die vorbeigehen und sagen, «Stücke von dieser Marke will ich in meinem Geschäft jetzt auch?»» – «Ja, es kommen immer wieder neue Kunden, im Augenblick aus den jungen Staaten um Russland herum, in Basel zum ersten Mal zu uns.» – «Die Baselworld ist eine sogenannte Business-to-Business-Messe [Geschäftsleute treffen Geschäftsleute], braucht es da aufwendige und teure «Stände?»» – «Braucht es Luxus?» – «Wie sehen Sie's?» – «Um die Zeit zu erfahren, braucht es keine Luxusuhr, man sieht sie auf dem Handy. Und wir könnten uns draussen aufstellen, mit einer offenen Theke, und Basler Bratwürste anbieten ... Unser neues *home*, der Pavillon, war ein *big investment*, den hat man

nicht für ein Jahr gebaut. Man kann das ein Haus nennen – 27 Kilometer Kabel, 90 Tonnen Stahl, 1000 Quadratmeter Holz, 2000 Quadratmeter Stoff und was weiss ich alles.» – «Als Beobachter kann man das einen Hinweis auf hohe Margen nennen.» – «Es ist auch das Image unseres Hauses, der *family spirit*, um den es geht. Wir verkaufen Träume, da muss das Drumherum auch träumerisch sein.»

«Wäre der Aufstieg von Chopard in Deutschland möglich gewesen, oder geht das nur in der Schweiz?» – «Ich glaube, mein Vater, der Chopard vor 50 Jahren übernommen hat, hatte eine Schweizer Vision. Luxusuhren gehören einfach in die Schweiz. Hier ist das Know-how, die Tradition, die Exzellenz. Ich bin froh, in der Schweiz zu sein. Und dass ich damals gegen Europa gestimmt habe, das funktioniert ja noch nicht so ganz.» – «Ich habe Sie schon vor zehn Jahren befragt, erinnern Sie sich?» – «Ja, aber ich erinnere mich nicht, was ich erzählt habe.» – «Es war in Cannes, während des Filmfestivals, ich habe gefragt: «Haben Sie sich schon mal überlegt, dass ein Teil des Geldes, mit dem Kunden Ihren Schmuck kaufen, aus dubiosen Quellen stammen könnte?» Sie haben geantwortet: «Meinen Sie, alle Kunden aus Osteuropa seien unehrlich?»» – «Das würde ich wieder sagen.» – «Einverstanden, doch die Frage, sozialkritisch zwar, hat was, besonders in Bezug auf Uhren und Schmuck am obersten Ende des Marktes sowie Käufer aus neuen Märkten, wo schnell viel Geld verdient wird.» – «Die allermeisten Stücke, die Chopard verkauft, sind nicht Haute-Joaille-Stücke oder Uhren mit Komplikationen, sondern Schmuckstücke und Uhren ab 1000 Franken, die ein Leben lang halten und Freude bereiten.» – «Ist die Haute-Joaille [Einzelanfertigungen, sechs- oder siebenstellige Preise] nicht besonders wichtig?» – «Sie ist die Kirsche auf der Torte, eine grosse Kirsche.»

«Ich habe vor kurzem Ihren Mann befragt, auch zur Scheidung. Er antwortete: «Wir sind mittendrin, aber noch nicht geschieden.» – «Hoffen Sie noch?», fragte ich nach. «Man hofft, bis man stirbt», sagte er. Was sagen Sie?» – «Ich kann eigentlich nur das Gleiche sagen.» – «Um das Gespräch nicht mit einem traurigen Ton zu beenden: Die Chopard-Uhren «Happy Diamonds» gibt es seit 20 Jahren. Die Kombination von Diamanten und Stahl war Ihre Idee. Wie kamen Sie darauf?» – «Spontan. Wir hatten eine Sportuhr aus Stahl im Angebot, ohne Diamanten. Und ein Schmuckstück mit «tanzenden» Edelsteinen, einen Clown, das ich entworfen hatte. Zusammen war das die demokratische Uhr, die ich mir wünschte: sportlich am Tag, elegant am Abend.»

Ihr liebstes Restaurant: ««Auberge Communale» in Onex.» – «Das gleiche, das Sie vor zehn Jahren angegeben haben.» – «Es ist immer noch gleich gut. Und ein Superrestaurant in Paris, auch ein Italiener: das «Stresa.»» «Auberge Communale Onex», route de Loëx 18, Onex (Genf), Telefon 022 792 32 59. «Le Stresa», 7 rue Chambiges, Paris, Telefon +33 1 47 23 51 62.



CONTEXTA

Im Durchschnitt fühlen sich 63% der Mitarbeitenden überlastet.

Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Dienstleistungen. Wir helfen mit, die Gesundheit Ihrer Mitarbeitenden zu verbessern, Kosten und Absenzen zu reduzieren – und zu verhindern.

Lassen Sie sich von uns beraten:
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.

